



FRAUENBLAETTER
Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Dauer der Schönheit, von Hermann Lingg. — Ewiges im Wechsel, von Julius Sturm. — Die geheimnißvolle Notonde (mit Abbildung von D. Wisniewski). — Ein königliches Weihnachtsfest, von George Geseffel (mit Abbildung von Paul Bürde). — Das einsame Haus. Novelle von Karl Frenzel (mit Initialen von A. von Wille). I. — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. I. — Befiederte und unbefiederte Haustiere, von Karl Müller in Alsfeld. I. Des Kanarienvogels Freileben, Züchtung und Pflege. — Kosmetische Briefe, von Dr. Cornelius. Die Pflege des gesunden Haars. — Wird es morgen regnen? Eine Frage an die Wetterpropheten, von Dr. G. Lewinstein. — Erste Studien. Ein Genrebild aus der Kindertube. — Die Mode, von Veronica v. G. — Charade. — Nebst. — Correspondenz.



Dauer der Schönheit.

Von Hermann Ringg.

Ich sah dich, noch ein halbes Kind,
Umflattert von der Unschuld Träumen,
Wie Knospen, die am Aufblüh'n sind
Und, schüchtern, aufzublü'h'n noch säumen;
Schon waren alle Reize dein,
Dich ahnungsvoll voraus zu schmücken,
Und wer dich sah, sprach mit Entzücken:
„Wie schön wird einst dies Mädchen sein!“

Ich sah dich wieder, Jahr und Tag
War unterdeß dahingegangen,
Anstatt der Jugendrosen lag
Ein stiller Gram auf deinen Wangen;
Doch welche Hoheit war noch dein!
In deinen Blicken welche Sonne!
Ich sprach zu mir mit Schmerz und Wonne:
„Wie schön muß sie gewesen sein!“ —

Ich sprach dich — welche Milde floß
Und welche Anmuth dir vom Munde!
Wie standst du da, wie rein und groß,
Verhüllend deines Herzens Wunde!
Dein edles Herz, dies blieb ja dein,
Das wird dich stets am meisten schmücken;
Ich fühl's mit innigem Entzücken:
„So schön, so wirst du immer sein!“

[2557]

Ewiges im Wechsel.

Von Julius Sturm.

Kaum sank noch der durchfurchten Erde
Das Körnlein in den braunen Schooß;
So ringt schon auf ein mächt'ges Werde
Der Keim sich von den Banden los.

Kaum warf der Baum die Blätter nieder,
Daß sich gefelle Staub zu Staub;
So schlafen junge Augen wieder
Sich groß zu maingrünem Laub.

Und wenn die Glocken hier beklagen
Den Greis, der seinem Ziel genah;
So hört man dort die Stunde schlagen,
In der ein Kind ins Leben trat.

So steigen auf und ab die Bahnen
Im flücht'gen Werden und Vergehn;
Doch lernen wir ein Ewiges ahnen,
Wenn wir das eigne Herz verstehn.

[2558]

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Anzug für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Das Kleid ist von lichtblauer Alpaca. Der untere Rock ist mit zwei in flache, nach einer Seite hin gerichtete Falten geordneten Volants garnirt. Oberhalb jedes Volants sind zwei Sammetbänder angebracht. Der obere an den Seiten etwas geraffte Rock ist ähnlich garnirt. Taille niederartig mit Frisur und Sammetband besetzt.

Figur 2. Robe mit Doppelrock von schwarzem poul-de-soie. Am unteren Rande ist der Rock mit einem breiten, darüber mit einem schmaleren Volant besetzt. Die Volants bilden Vogen. Sie sind je mittelst eines Schrägstreifens von schwarzem Sammet aufgesetzt. Der vordere Rocktheil ist bis zum Beginn des Schooßtheils mit schmalen Volants garnirt. Der obere mit breitem Volant begrenzte Rock ist à panier arrangirt. Hohe Taille mit Schooß. Vesterer ist mit Schrägstreifen von Sammet und Büschelfranze, die Taille mit schmalen Frisuren garnirt. Gürtel von Sammet mit einer Schärpe aus poul-de-soie, welche aus drei großen übereinander fallenden Schlingen besteht. Coiffüre von schwarzer Spitze und rothen Blumenzweigen.

Figur 3. Kleid mit hoher Taille aus grauem Taffet; Garnitur von blauem Sammet.

Figur 4. Anzug für Knaben von 1—3 Jahren. Kleidchen aus weißem Piqué mit Patten aus gleichem Stoff besetzt. Garnitur aus weißer baumwollener Passementerieborde und Groslofs.

Figur 5. Robe aus burgunderfarbenerm Wollentlas. Der Rock ist am unteren Rande mit Frisuren desselben Stoffes und mit schwarzem Sammetbande garnirt. Hohe Taille mit langem Schooß und Wavers. Garnitur aus schmalen und breiterem Sammetbänder, burgunderfarbener Seidenfranze und Schleifen aus gleichfarbenerm Sammet. Chemiset aus Mull, Spitzen und Sammetband.

[22, 751]

Die geheimnißvolle Rotonde.

I. Der Grieche von Balbek.

Im Café greco zu Rom war am 24. März des Jahres 1844 eine kleine Gesellschaft von Künstlern, meist Dänen und Schweden, versammelt. Ein Maler, aus Kopenhagen kürzlich angekommen, erzählte von der Heimath, und die Anderen waren unermüdtlich in Fragen nach Freunden und Neuigkeiten, vor Allem nach ihrem großen Landsmann Thorwaldsen.

Der junge Däne schilderte gern und ausführlich den Bau des herrlichen Museums in Kopenhagen. Der König selber hatte noch vor Kurzem den Meister dahin begleitet, und wehmüthig gestimmt habe Thorwaldsen gesagt: „Jetzt kann ich ruhig sterben.“ Christian VIII. aber schaute den rüstigen Greis wohlwollend an und meinte: „Ich schähe, und Dänemark hofft, daß in dieser markigen Gestalt noch zwanzig Lebensjahre vorhanden sind.“ Thorwaldsen aber habe schweigend den Kopf geschüttelt.

Die Gesellschaft war durch diese Mittheilungen aufs lebhafteste an den fernen Meister erinnert, und Jeder hatte nun einen charakteristischen Zug von ihm zu berichten. Es war, als ob Thorwaldsen's Geist im Zimmer schwebte.

Einer der anwesenden älteren Künstler, ein Deutscher, that im Herüber und Hinüber des Gesprächs zufällig auch des Begebenisses mit dem „Griechen von Balbek“ Erwähnung. Und da der neue Ankömmling damit noch unbekannt war, so begann Jener zu erzählen:

„Ich kann Euch freilich das Ganze nur als unverbürgte Sage mittheilen. Frau Janna ist die emsigste Putzmacherin und besetzt Alles mit Spitzen und Falben. Ihr wißt, daß Meister Thorwaldsen hier in Rom nicht etwa schnell zu Ruf und Reichthum gelangte. Die drei Jahre seines Meiestipendiums, welches ihn ja überhaupt erst in Stand gesetzt hatte, nach Italien zu gehen, waren verstrichen, seine Mittel waren also erschöpft, und in der Welt schien weder Geld, noch Sinn für die Kunst da zu sein. Thorwaldsen fühlte seinen Muth schwinden, er beschloß, Rom zu verlassen, ja, selbst der Kunst Lebenswohl zu sagen und zum Handwerk seines Vaters zurückzukehren, der bekanntlich Schiffsbilder fertigte.

So sah er denn am Vorabend der beschlossenen Reise im dunklen Atelier. Hinter ihm die Kolossalstatue eines Heros, für die einen Liebhaber und Käufer zu finden er bisher vergeblich sich bemüht hatte; nun sollte sie dem Wirth als Pfand für schulbige Miete verbleiben.

Thorwaldsen war tief betrübt und so sehr erfüllt von schweren schmerzlichen Gedanken, daß er nicht inne wurde, wie ein Fremder, der unten beim Hausmeister nach dem dänischen Künstler gefragt hatte, zu ihm ins Zimmer trat und nun stillschweigend ihn beobachtete. Was nun folgte, weiß man weder von Thorwaldsen, noch von dem Fremden. Doch bleibt die Annahme, daß der Hausmeister gehorcht hat.

Also endlich bemerkte Jener den Unbekannten. „Wer ist hier?“

Eine heisere Stimme mit auffallendem orientalischem Accent sprach: „C'ero il signore scultore Torre di Waldistano.“ „Das bin ich, ungefahr,“ sagte der Meister lächelnd. „Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“

„Ich habe in weiter Ferne von Ihnen gehört.“

„Wo?“

„Das kann Ihnen gleichgiltig sein; sagen wir, in den Ruinen von Balbek.“

„Ich will Licht holen lassen.“

„Nicht nöthig, meine Augen sind lichtschau; der Mond genügt.“

Thorwaldsen zog den Vorhang vom hohen Fenster zurück, und das volle Mondlicht fiel auf die kolossale Statue.

Der Fremde stieß einen Ruf der Bewunderung aus. Dann aber sagte er: „Schön und edel — jedoch, ich brauche etwas Anderes.“

„Und was wohl?“

„Nehmen Sie vorerst diese tausend Zechinen.“

„Was soll ich damit?“

„Ich werde Ihnen die Modelle bringen, nach welchen Sie für mich arbeiten sollen.“

„Die Modelle?“

„Ja, hier finden Sie nicht, was Noth thut! — Ich kann Sie nicht berühmt, aber ich will Sie reich machen. Sind Sie das, so wird es für Sie ein Leichtes, auch Ruhm zu erlangen. Für uns, das heißt — setzte er sich verbessernd hinzu — „für mich werden Sie in pentelischem Marmor darstellen, was der Schöpfung nicht gelungen ist.“

„Aber wer sind Sie?“

„Ich bin Nichts, doch ich weiß, wo die Römer den giallo und rosso antico brachen.“

„Das ist entscheidend!“ rief Thorwaldsen mit leuchtendem Blick. „Ich gehe den Pact ein!“

Nun hatte unser Meister plötzlich die nöthigen Geldmittel und brauchte Rom nicht zu verlassen; er mietete sich im Hause noch einige größere Räume für sein Atelier und bezahlte den Wirth gleich auf einige Jahre voraus. Ein ganz anderer Mensch erschien er jetzt, und als ob das Glück nur auf diese frohe Miene gewartet hätte, um sich ihm geneigt zu zeigen, so folgte nun Bestellung auf Bestellung. Wenige Tage später schon sprach der reiche Engländer Hope bei ihm vor, zahlte 800 Scudi und schaffte einen ungeheuren Marmorblock herbei, aus dem der Jason ward. Dies Werk entschied Thorwaldsen's Ruhm. Es wurde unter den reichen und vornehmen Römern sowohl, als den Fremden Ehrensache, eine Arbeit des genialen Dänen zu besigen; der Alexanderzug und ein Reihe anderer Schöpfungen entstand.

Der Erzähler schwieg.

„Und der Grieche von Balbek — was wurde aus ihm?“ fragte der Däne.

„Wie sah ihn eines Menschen Auge wieder, und Thorwaldsen sprach zu keinem je ein Wort von ihm. Aber, was ist's, das ihn oft wie abwesend, wie gesehelt von eines Unsichtbaren Gegenwart erscheinen läßt? Hier in Rom soll er oft Nächte hindurch, eingeschlossen in seinem Atelier, gewacht und sich mit der rathselhaften Aufgabe des „Griechen von Balbek“ beschäftigt haben.“

„Aber zum Kukul!“ rief hier Reiterholm, ein jovialer Schwede mit vollem buschigem Lockenhaupt, „das ist ja ein wahrer Pendant zu Faust und Mephisto, zu Mozart und dem quittengelben Fremden mit der Todtenmesse! O über Euch Deutsche! C. F. A. Hoffmann spukt in Euch Allen! Fort mit der Musik! Halten wir uns an das Reale! Hier, mit diesem schwedischen Punsch — ich kann seine Güte beurtheilen — die Gläser gefüllt, und singen wir ein Lied!“

Es bedurfte nicht einer zweiten Aufforderung.

II. Der gespenstische Bildhauer.

Eine Stunde etwa war verflossen. Zwei aus dem lustigen Kreise hatten früher als die Uebrigen den Heimweg angetreten. Man konnte sie schon zu Hause wähen — als plötzlich die Thür aufgerissen wurde, und Beide athemlos hereinstürzten.

„Was gibt's?“ rief man hastig ihnen zu.

„Freunde,“ begann der Eine mit aufgeregter Miene, „wir haben heute ganz ungewöhnlich viel von unserem Meister Thorwaldsen gesprochen. Das war nicht umsonst. Ich fürchte —“

„Nun?“

„Thorwaldsen ist todt!“

„Thorwaldsen todt? Was fällt Dir ein? Der sitzt ruhig in Kopenhagen.“

„Thorwaldsen ist heute gestorben, behauptete ich. Hier, Franz ist mein Zeuge und derselben Ansicht. Glaubt Ihr, daß ein Blendwerk narret? Hört mich an! Wir waren vorhin bis zum Palazzo Barberini gelangt, wo man, wie Ihr wißt, Thorwaldsen's Atelier von ferne erblickt. Die Fenster waren hell erleuchtet. Was soll das bedeuten? rief ich. — Das ist sonderbar, bemerkte Franz. . . Wir gingen nun die Strada

* Rosso, giallo, nero antico = rother, gelber und schwarzer Marmor, dessen Vorkort den Römern des Alterthums allein bekannt war.

nuova hinab, dann wieder bergan, und starzen bald vor jenen Hause . . . Alles still und stockfinster. — Also war es der Reflex des Mondlichts, sagte ich. — Mag sein, doch hoch! flüsterte Franz. Wir lauschten. Unsere Fußtritte waren verhallt, und bei der Todtenstille ringsum hörten wir vollkommen deutlich im Atelier arbeiten! Es war, als meißelte Jemand an einem Marmorblock.“

Ungläubiges Zweifeln und Kopfschütteln auf der einen, widerholtes Bethuern auf der anderen Seite.

Es fand sich, daß Franz, den Thorwaldsen bei seiner letzten Reise nach Kopenhagen, vor zwei Jahren, zu seinem Bevollmächtigten in Rom gewählt, die Schlüssel zum Atelier bei der Hand hatte.

„Und Ihr seid nicht vorhin gleich hineingegangen?“ rief der Schwede. „Kommt, wir wollen Alle zusammen gehen und die Sache untersuchen! Mein Lebtage schon habe ich mir gewünscht, einmal einem ehrlichen Gespenst ins Weiße vom Auge zu blicken. Vorwärts, vorwärts!“

Die kleine Künstlergesellschaft machte sich auf den Weg, und bald war man am Ziel. Ein Jeder horchte gespannt. In ganz regelmäßigen Intervallen hörten Alle deutlich das Geräusch von Meißel und Schlägel. Auch vernahm man keuchende Athemzüge wie die eines Greises bei angestrengter Arbeit. Der Schwede zündete eine kleine Laterne an, die er vorsorglich vom Wirth im Café greco sich geliehen hatte; Franz schloß behutsam auf. Das Atelier bestand aus zwei ziemlich großen Räumen. Noch ehe der Schlüssel sich im Schloß drehte, hörte man das Geräusch so nah und deutlich, daß Niemand daran zweifelte, einen Arbeiter im ersten Raum vorzufinden. Aber wen? Und wie war er hineingekommen? Was hatte er hier zu suchen?

Man öffnete, trat ein, leuchtete überall hin. . . Nur stumme Marmorbilder; hier und da glitten Mondstrahlen darüber, ward die Laterne Riesenschatten an die Decke, und spielte der Zugwind um weiße Hüllen, als zupfe er daran.

Man suchte und lauschte noch immer — Alles still! Aber hoch! Das meißelnde Gespenst war in den zweiten Saal geschlüpft und arbeitete nun dort weiter. Man eilt auch dahin. Sofort läßt sich der Kobold im ersten Saale hören. Die Gesellschaft theilt sich, und jede Hälfte behauptet, es klopfe neben an.

Man war nun in der That betreten und erregt.

„Es ist Thorwaldsen,“ flüsterte Franz, „er will sich uns zu erkennen geben!“

„Eine Hallucination ist das freilich nicht,“ sagte der Schwede. „Wir hören das Klopfen Alle — ich denke, es ist ein verzwicktes Echo, von einem anderen Orte her. Rom steckt voll Ateliers. Was ist denn da weiter? Jrgend Jemand hat irgendwo in unserer Nähe eine eilige Arbeit und schafft daran die Nacht hindurch. Wärmere Luftschichten, also bessere Schalleiter, tragen die Töne hierher in den hohen, akustischen Saal. Die Fata Morgana, die Bilder aus weiter Ferne herbeiholt, ist doch weltbekannt, und von einer Fata Morgana des Dhrs könnt Ihr schon in Shakespeare's „Antonius und Cleopatra“ lesen. Und merkt Euch, nur in der Stille der Nacht hört man dergleichen und gerade in der Geisterstunde, d. h. einige Zeit nach Sonnenuntergang — denn dann bilden sich die schalleitenden Luftströmungen. Ja, und wenn Ihr damit noch nicht zufrieden seid, so denkt an die Leitungsfähigkeit der Erde. Hat man nicht 1830 die Kanonade des Generals Chassé in Antwerpen deutlich in den sächsischen Bergwerken gehört? Redet nur nicht gleich von Anzeichen und laßt unseren unsterblichen Thorwaldsen noch am Leben! Kommt, gehen wir schlafen!“

Dieser muntere Erklärungsversuch wurde als ein erwünschter Schluß des unheimlichen Abenteuers gern acceptirt. Man verschloß die Thüren und ging weg. Drinnen fuhr es fort zu klopfen.

Als man auf die Straße kam, erschallten eben vom Capitol herüber sechs feierliche Glockenschläge. Da die italienische Zeitrechnung beim Sonnenuntergang bekanntlich Eins zählt, war es also jetzt Ein Uhr nach Mitternacht.

Man horchte. Das Klopfen hatte aufgehört.

„Die Geisterstunde ist vorüber,“ sagte Franz. „Lebe wohl, herrlicher Thorwaldsen, Dich schauen meine Augen nicht mehr auf Erden!“

„Ach nicht doch!“ rief der Schwede. „Der ferne Arbeiter hat gleich uns die Uhr gehört und denkt, es ist Schlafenszeit.“

„Merken wir uns wenigstens Tag und Stunde!“ meinte ein Anderer. „Wir hatten den 24. März.“

Etwas vier Wochen nach dieser Begebenheit kam aus Kopenhagen folgende Zeitungsnachricht: „Unser genialer Thorwaldsen ist gestern Abend von einem tödtlichen Nervenschlag getroffen worden. Er wohnte im Theater der Aufführung der „Grifeldis“ bei, in der Loge Nr. 3 rechts vom Proscenium. Man sah, wie er leise das Haupt nach vorn neigte, und hielt es für Ermüdung. Erst nach einiger Zeit entdeckte seine Umgebung, daß er wortlos und lautlos hinübergegangen war. Der Vorhang fiel sogleich. Vom Regisseur wurde darauf der erschütternde Vorfall dem Publikum mit schluchzender Stimme bekannt gemacht. Alles verließ den Saal, aufs tiefste bewegt; Jeder schien das Theuerste auf Erden verloren zu haben. Ganz Dänemark, die ganze gebildete Welt wird den Schmerz mitfühlen, der heute Kopenhagen durchzittert.“

Die Zeitung trug das Datum des 25. März 1844.

III. In die Tiefe.

Also doch ein Zusammenhang? sprach der Schwede für sich. Die Klugen werden von Zufall reden — aber das ist das Thörichte, daß man, statt vorurtheilsfrei den Thatfachen nachzusehen, statt allen scheinbaren Wundern und Zeichen auf den rationalen Grund zu gehen, den Zufall zu Hülfen ruft und damit Alles abgethan glaubt! „Was Ihr nicht wagt, hat für Euch kein Gewicht!“ Und so läßt man die schönsten Gelegenheiten zur Erforschung noch unbekannter Naturgesetze vorüber, und es ist unmöglich, aus unsrer Unwissenheit in transcendentalen Dingen herauszukommen! — Hier sind nun einige lose Fäden; soll ich sie zusammennehmen und, ihnen folgend, hinabsteigen in das dunkle Labyrinth des noch Unentzücktesten? Wie, wenn jene Begebenheit vom 24. März zurückführte auf den Griechen von Balbek? Was ist das für eine geheimnißvolle Statue, die jener Fremde bestellte, und an der noch Thorwaldsen's Geist — so scheint es — meißeln muß?

Es dünkte dem grübelnden Schweden das Vernünftigste, sein Lager mitten im Schauplatz des Spuks aufzuschlagen und dem Geheimniß an Ort und Stelle nachzuspüren. Er ging hin, um sich in dem Hause, welches das Thorwaldsen'sche Atelier enthielt, selbst oder dicht dabei eine Wohnung zu mietthen. Die hübsche

Giuditta, Enkelin des alten Hausmeisters Pippo, bedauerte un-

gemein, daß alle Räume vermietet wären, zwar nicht an leben-

dige Bewohner, wohl aber zur Aufbewahrung von Kunstwerken

und Möbeln Abwesender, deren Rückkehr unbestimmt sei.

„Hier ist ein schöner Colonnato,“ sagte der Schwede und

überreichte dem Mädchen einen blanken Maria-Theresenthaler,

„nehmen Sie ihn als Angeld; ich werde von Zeit zu Zeit nach-

fragen, ob nicht Platz da ist. Die Lage des Hauses gefällt mir

aufserordentlich, und Ihr seid ein so lieblicher Genius desselben,

daß mich dies noch mehr bestimmt, gerade hier zu wohnen.“

Die muntere Römerin nahm das blühende Silber mit großer

Freude an und dankte dem Künstler mit einem so warmen Blick,

daß er in einer ganz wunderlichen Empfindung fortging.

Schon nach drei Tagen kam er wieder — nicht um Thor-

waldsen's und des Griechen von Balbek willen, sondern wegen

der tief schwarzen, funkelnden Augen des jungen Mädchens, die

es ihm angethan hatten. Und seine Besuche wurden immer häu-

figer. Da er jedes Mal einen Blumenstrauß, kleine Schmuck-

sachen oder ledere Schwaaren für sie mitbrachte, so gestaltete

sich in unbefangener Weise zwischen Ditta und dem Krauskopfe

ein ganz freundschaftliches Verhältnis. Pippo, der stocktaube

Großvater, kam selten zum Vorschein; meist war er in entfernten

Räumen des Hauses eingeschlossen und beschäftigt.

„D, er ist ein recht geschickter Bildhauer,“ rühmte das Mäd-

chen, „aber er macht daraus, Gott weiß warum, ein Geheimgis-

Signore Torre di Waldistano kannte und schätzte ihn.“

Dem Schweden ging ein Licht auf. Da haben wir das

Geistklopfen, dachte er; es ist Niemand anders gewesen, als

der nachtwandelnde, taube Pippo, der irgendwo im Geheimen

meißelte. Die hier recht ungeschickte Musik des alten Gebäudes

hat uns Alle gefoppt.

„Ist Euer Großvater schon lange hier im Hause?“ fragte er

Giuditta.

„D!“ rief diese, „mein Urgroßvater schon ist hier Haus-

meister gewesen.“

„Aha! Also Pippo ist jedenfalls derselbe, der das Gespenst

aus Balbeks Ruinen behorcht hat! Vielleicht ward er dafür mit

Taubheit geschlagen! dachte der Künstler.

Ja, der alte Pippo war sehr taub und hatte auch alle drei

Eigenschaften tauber Menschen. Er war erstlich argwöhnisch

kann Ihnen Allen, meine Herren, nicht genug die Musik als

Heilmittel in Geisteskrankheiten empfehlen. Der erste Irrenarzt,

der die Harfe als Heilmittel anwandte, war ja übrigens schon

König David.“ Natürlich lächelten die Gäste über das witzige

Impromptu.

„Unser Musikdirector,“ fuhr Foville fort, „hat hier aus

lauter Irren einen Gesangverein gebildet, der wirklich Erstaun-

liches leistet, sowohl im tonkünstlerischen, als im heilkünstler-

ischen Sinn. Freilich hat dieser Patient mitunter Anfälle von

Tobsucht und wird dann für einige Stunden mit der Zwangs-

jade bekleidet. Leider spricht er dann in einer mir unbekanntem,

wie ich vermute, der schwedischen Sprache. Heute ist er ganz

ruhig, und sollte unter den verehrten Anwesenden ein Schwede

sich befinden, so würde es mir lieb sein, wollte derselbe bei dem

Kranken eintreten.“

Doctor Ericson meldete sich sogleich und begab sich hierauf

in des Irren Zimmer.

Unter einem hochliegenden Fenster, vom Oberlicht gut be-

leuchtet, saß an einem Tisch, auf welchem eine Violine lag, ein

noch junger Mann mit prächtigem schwarzem Vollbart, aber eis-

grauem Kopfsaar. Er hatte sein schönes Haupt in beide Hände

gestützt, hob es aber empor, als er nahende Schritte hörte, nickte

vertraulich und sagte ohne jedes Zeichen von Ueberraschung:

„Guten Tag, Erik Ericson!“

Der Doctor traute seinen Ohren nicht. Jener Irre kannte

ihn, erkannte ihn sofort wieder, während er selbst sich nicht im

entferntesten zu erinnern wußte, daß er je mit diesem Manne

verkehrt hätte.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er laut, „ich sehe, daß Sie mich

kennen, aber ich besinne mich durchaus nicht —“

„Wie? Du erkennst mich nicht?“ sagte der Irre fröhlich

lachend. „Unsere Väter reicheten sich doch die Hände über'n

Zaun!“

„Dennoch weiß ich nicht —“

„Freilich ist's lange her, daß wir uns nicht sahen; ich weiß

selber nicht, wie lange. Nun, da muß ich mich Dir nur vor-

stellen: ich bin ja Dein alter Schulkamerad, Carl Reiter-

holm!“

Der Doctor war höchlich bestürzt. Ja, jetzt kannte er ihn

wieder, den Genossen seiner Jugend! Und hier also, in Charen-

ton fand er den vor sechs Jahren urplötzlich aus Rom ver-

schneiden. Ein Messer! Ein Königreich für ein

Federmesser! Richtig, der Riss ist fertig! Lasst

uns durchschauen! . . .

Oede Schluchten, Eis und Schneewüsten,

kahle Gebirge! — Ein müder Wanderer schleicht

durch die Ebene, die kein Ende hat. Oder ist's

ein Bettler? Ein Musikant, der auf Jahrmärkte

geht? Von wo kommt er? Wohin geht er? Hatte

er nicht einst bessere Zeiten? Wohnte er nicht

in einer grossen Stadt und ruhte auf sammetnen

Sesseln? Besass er dort nicht Freunde?

Ja! es war eine Stadt, eine grosse Stadt. Ich

sehe sie unbestimmt vor mir. In der Ferne wogt

es wie ein Nebelmeer, und aus dunklen Schichten

hebt sich eine Felskuppe, wie Capri aus dem

blauen Golf. Nein, kein Felsen, es ist ein Dom!

Es ist San Pietro, es ist Rom!

Und aus dem Nebel hebt sich die Morgen-

sonne — nein! es ist nicht die Sonne, ein blühen-

des Mädchenangesicht ist's, das mich tief an-

schaut mit Augen der Nacht — Giuditta! Sie hält

den Finger, wie um Schweigen bittend, an ihre

Lippen, sie sieht mich flehend an, sie springt in

den Fluss! Hinab! Ich muss! „Schnell, um Gottes-

willen, versteckt Euch da!“

Und dann ist Alles dunkel, dunkel, dunkel!

Zweites Blatt.

Ich, Ricardo di Santi, Interne des Hospitals Santa

Marta und Maddalena, habe hier die Phantasien des vor

einiger Zeit als Typhuskranker zu uns gebrachten Auslän-

ders Carlo . . . aufgezeichnet. Der Kranke war von zwei

Führern einer englischen Familie in den Katakomben

aufgefunden worden.

Dies ungefähr ist der Inhalt seiner Phantasien:

„Du willst wissen, trefflicher Ricardo, was

ich selbst nicht genau weiss? All mein Wissen

ist Stückwerk. Wo ich zuletzt war? In welchem

Hause? Bei was für Leuten? O, das kann ich

sagen: zwischen Pippo und Beppo! Aber ich war

doch länger im Dunkeln, als ich dachte. Da war

auch ein Knauf von Metall — der drehte sich —

da sah ich Helle — und stieg hinein! O welch

IV. An den Ufern der Marne.

Es war im Jahre 1850, als sich ein schwedischer Arzt, Doc-

tor Ericson, in Paris befand, um die großen Hospitäler ken-

nen zu lernen. Auch das reizend am Ufer der Marne gelegene

kaiserliche Irrenhaus Charenton, zwei Stunden von der Haupt-

V. Aus den Papieren eines Irren.

Erstes Blatt.

„Wie es eigentlich kam? Ist ein plebejischer

Landregen, Grau in Grau, camayeux, nicht im

Stande, selbst Trollhättas Wunder zu verhüllen? Und ein

Schluss.

Zum Schreiben kam es nicht.

Doctor Ericson trank mit zu großem Eifer den gefährlichen

Sprudel und starb plötzlich am Schlagfluß.

Der Todte ward nach Gothenburg übergeführt. Als man

*) Wadmal = großes, ungeschorenes Wollenzug, in Island und

Schweden gefertigt.

Körper Ericson's auf den Wunsch der Familie Reiterholm und fand die Binde, aber das Pergament war verschwunden.
E n d e. [2549]

Ein königliches Weihnachtsfest.

Von George Hefekiel.

Es ist bekannt, daß König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in der tiefen Unglücksnacht, die mit der Niederlage von Jena und Auerstädt, noch mehr mit dem Frieden von Tilsit über sein Haus und sein Volk gekommen, seinen besten Trost in seinem Familienleben, an der Seite der herrlichen Königin Luise, unter seinen Kindern suchte und fand. Ueber das schlichte, stille, aber geistig so tief bewegte Leben der königlichen Familie zu Königsberg in den Jahren 1808 und 1809 ist so viel Liebliches schon berichtet worden, die Bedeutung, welche dieses Leben gerade für die Erhebung Preußens hatte, ist so oft schon geschildert worden, und dennoch wirkt noch immer jede Erinnerung aus jener Zeit wohlthunend, nicht nur in preußischen Kreisen, sondern überall, weil das einfach Sittliche und menschlich Schöne seines Eindruckes nicht verfehlen kann, zumal wenn es wie hier aus einem großen Unglück heraus schlicht zu den Herzen spricht.

Die königliche Familie war im Januar des Jahres 1808 aus Memel nach Königsberg zurückgekehrt, und von dem Tage der Rückkehr an hatte jenes stille Leben und Weben der Liebe und des Trostes begonnen, in welchem sich die Bewohner Königsbergs mit ihrem Königspaare so herzlich zusammenfanden. Im Februar war die Prinzessin Luise geboren, bei deren Geburt der hart geprüfte König zu seiner Königin sagte: „Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngstes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!“ Bei dem Prinzlein aber wurde die Liebe von Preußen zur Pathenschaft; die

Edelleute, die Bürger und die Bauern, sie kamen und hoben das Königskind aus der Taufe. Im März machte die Albertina, die Königsberger Universität, den jungen Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., zu ihrem Rector magnificentissimus, welche hohe Würde auch jetzt wieder Preußens Kronprinz bekleidet. Jeder Geburtstag im königlichen Hause wurde von der Stadt mitgefeyert, und so war denn auch das Königsberger Weihnachtsfest gekommen, von welchem unser Bild eine Darstellung gibt. Auf dem Gabentisch, der keine reicheren Geschenke zeigt, als man sie auch Kindern anderer, bürgerlicher Familien bietet, leuchtet im Herzen-

glanz der uralte, deutungsreiche Weihnachtsbaum, der sich vom heimischen Norddeutschland aus immer weitere Gebiete erobert, weil der Norddeutsche überall, wohin er auch gehen mag, die liebliche Sitte des Weihnachtsbaumes mit nimmt. Aber in hellem Glanz noch, als der Lichterbaum strahlt die Liebe aus den Augen des königlichen Vaters, dessen hohe Gestalt sich leicht den beiden älteren Söhnen entgegen neigt, die ihm froh mit ihren Büchern entgegen treten, während die schöne Königin, ihre kleine Luise auf dem Arm, mit freudeverklärtem Antlitz den Arm des geliebten Gemahls faßt. Der König und auch die beiden ältesten

Das ist die Mittelgruppe; zur Rechten von derselben steht zunächst hinter der Königin, die Prinzessin Charlotte, die älteste Tochter, mit dem holden Angesicht, Preußens Freude in den großen Tagen des Befreiungskampfes, welche später die deutsche Häuslichkeit und das reine Familienleben aus ihrem Vaterlande in das russische Kaiserhaus verpflanzte, aber das treue preußische Herz bis zum letzten Hauch bewahrte. Die alten guten Patrioten aber nennen die Kaiserin Alexandra noch bis auf diesen Tag ihre „Prinzessin Charlotte.“ Die jüngere Prinzessin Alexandrine sitzt auf einer Polsterbank und spielt mit ihrer neuen Puppe; sie wurde nachmals eine Großherzogin von Mecklenburg zu Schwerin und lebt noch heimlich im fürstlichen Wittwenstand. Die Liebe zu den Brüdern aber hat sie treulich bewahrt als ein theures Erbe ihrer edlen Mutter. Es hatte immer etwas Rührendes, sie menslich im Umgang mit dem heimgegangenen Könige Friedrich Wilhelm IV. zu sehen, der sie gern, wie man zu sagen pflegt von ihr „benedictum“ ließ. Er verbot ihm öfter steile Berge zu erklettern, und hielt in den Jahren streng daran, daß er „curgemäßig“ verfuere. Der kräftige Knabe auf dem Bilde, in Roffentracht, die Trompete vor dem Munde und die Fahne mit dem preußischen Adler fest in der kleinen Faust, ist Prinz Karl, jetzt der älteste Prinz im königlichen Hause, damals war er der jüngste. Dem Herrenmeister der Johanniterritter von der evangelischen Wallen Brandenburg, dem Generalfeldzeugmeister war es erst in späteren Lebensjahren beschieden, in offener Feldschlacht müzzutreten für sein Vaterland; er ist der Vater des siegreichen Feldherrn von Dippel und W. sen u. j. w., des Prinzen Friedrich Karl.

Das ist die königliche Familie von damals, denn Prinz Albrecht wurde erst 1809 geboren. Aber die Gruppe zur Linken gehört auch mit zur Familie. Die Dame ist die sehr geschätzte Hofdame von Kamecke, der Offizier hinter ihr der Major von Luck, neben ihm im Vordergrund aber der Prinzenzieher Dr. Delbrück, der als Superintendent zu Zeitz starb, wo ihm seine



Die geheimnißvolle Rotonde. (Seite 14.) Zeichnung von D. Wisniewski.

Prinzen tragen die neue 1807 eingeführte Uniform, denn beide Prinzen sind über zehn Jahr alt, also nach dem Herkommen im preußischen Königshause bereits Soldaten. Der Kronprinz blickt lebhaft und fröhlich auf zum Vater und hat den Arm in leichter Liebföngung um den Nacken seines Bruders Wilhelm gelegt, der etwas ernst in sein Buch schaut. So haben sich diese beiden, so verschiedenen Brüder immer geliebt im Leben, und König Wilhelm gibt noch heute bei jeder Gelegenheit der innigen Liebe Ausdruck, die er für den unvergeßlichen Bruder im Herzen trägt.

Böglinge ein Ehrendenkmal aufs Grab gestellt haben. Hans Philipp August von Luck war damals Flügeladjutant des Königs, er wurde im folgenden Jahre Gouverneur des Kronprinzen und 1815 in Paris zum General ernannt.

Die Königin Luise selbst schildert und charakterisirt ihre Kinder in einem Briefe an ihren Vater, den Herzog Georg von Mecklenburg zu Strelitz, den uns Frau von Berg, der Königin treue Freundin, aufbewahrt. In diesem Briefe heißt es: „Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen

Das einsame Haus.

Novelle
von
Karl Frenzel.

I.



seiner Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist."

"Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt."

"Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgiltig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmeres in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich eine glänzende Zukunft für sie."

"Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlaun lächelt, auch Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen."

"Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, annehmend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht."

Von der kleinen Luise läßt sich noch Nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Drantien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden."

Man wird zugeben müssen, daß die Kinder König Friedrich Wilhelm's III. hier ganz richtig von der Hand der Mutter charakterisirt sind; mit Liebe freilich sind die Portraits entworfen, aber unähnlich ist keins; am ähnlichsten die der beiden älteren Brüder (König Friedrich Wilhelm's IV. und König Wilhelm's I.) und der Kaiserin von Rußland, die ja eben durch größere Reife auch schon sicherere Anhaltspunkte für die Beurtheilung boten.

So viel von der königlichen Familie von Preußen um den Weihnachtsbaum von 1808 — ein Schimmer dieses von der Hand der unvergeßlichen Königin Luise angezündeten Weihnachtsbaumes aber wird noch lange wehmüthig und lieblich hineingeläutert in Preußens Geschichte.

Es war doch Abend geworden, ehe die Eisenbahn die kleine Stadt am Ufer des Sees erreichte. Langsam und träge hatte die Locomotive auf den ausgefahrenen Geleisen dieser Zweigbahn die letzte Strecke des Weges zurückgelegt. Eine gewisse Ermüdung hatte sich endlich auch der beiden Reisenden bemächtigt, die sich seit mehreren Stunden im Wagen gegenüber saßen. In langen Zwischenräumen hatten sie einsilbig Frage und Antwort getauscht, ein und ein anderes gleichgiltiges Wort gewechselt und waren dann wieder in Schweigen versunken. Zu einer lebhafteren Unterhaltung schien Beiden die Ruhe des Gemüths und die Heiterkeit des Geistes zu fehlen.

Jetzt, wo der Wald, durch den sie gefahren, sich öffnete und der See von Bergen umschlossen, im Abendroth leuchtend, vor ihnen lag, brach das junge Mädchen unwillkürlich in einen Ausruf des Entzückens aus.

Darüber schaute ihr Gefährte, der nachdenklich oder schläfrig die Augen geschlossen hatte, auf und sagte lächelnd: „Ja, im Sonnenschein ist unser See ein großer Zauberer, dann zwingt er Alle in seinen Bann.“

„Unser See?“ fragte sie zurück; aber es war, als bereute sie

schon im nächsten Augenblick ihre voreilige Aeußerung, die so sehr aus ihrer bisherigen Zurückhaltung herausging, denn sie machte eine wie um Entschuldigung bittende Bewegung.

„Ich habe ein Anwesen am See,“ antwortete indessen mit entgegengerichteter Freundlichkeit der Reisende. „Dort, auf jener Anhöhe das langgestreckte Haus mit dem Schieferdach.“

Sie blickte aus dem niedergelassenen Wagenfenster und folgte der Richtung seiner ausgestreckten Hand.

Dicht am Gestade des Sees, das sich hier zu einem Halbrund ausbaucht, zieht sich die Stadt hin; dahinter erheben sich sanft ansteigend mehrere Hügel; Baumgruppen, Gärten, freundliche Landhäuser schmücken die Abhänge und krönen die Gipfel. Auf der gen Westen gelegenen Höhe stand das Haus, nach dem der Reisende zeigte, das äußerste nach dieser Richtung hin; weit hin machte es seine hohe und einsame Lage sichtbar, und der in einiger Entfernung hinter ihm aufragende, von dichter Tannenwaldung bedeckte Fels verlieh ihm ein eigenthümliches Aussehen.

War es nun dies Eigenthümliche, das durch die Beleuchtung — das Haus und die Tannen standen schon im Schatten, von Abendnebeln leise umflogen, während die Stadt, der See und der hohe, kahle Granitfels an seinem Ostufer noch vom Widerschein des Sonnenuntergangs golden und rosig glühten — stärker hervorgehoben wurde, oder ein Anderes, was die Seele des jungen Mädchens mächtig bewegte: ihr Gesicht veränderte sich, sie wurde bleich, und ihre Augen blickten starr und unverwandt auf die Landschaft, nach dem weißen Hause mit dem grauen Schieferdach hinüber. Gewann ein längst vergessenes, von der Zeit verwischtes Bild in ihrer Erinnerung wieder Farbe und Gestalt? Sie legte die Hand an die Stirn, wie Einer, der sich auf Entschwendenes besinnt. Plötzlich ließ sie dieselbe sinken und wandte sich hastig zu ihrem Begleiter zurück.

Der hatte inzwischen seine Reisetasche, seinen zusammengerollten Plaid und seinen Regenschirm zurecht gelegt, um keinen Augenblick beim Aussteigen behindert zu sein, und sagte: „Wenn Sie zum ersten Mal in dieser Gegend sind, gnädiges Fräulein, und ich vermüthe es fast, werden Sie einen unauslöschlichen Eindruck von ihr mit heimnehmen. Vorausgesetzt, daß wir eine Reihe von Tagen gutes Wetter behalten.“

„Sie kennen die Landschaft?“

„Es ist meine Heimath, die Stätte meiner ersten Spiele, ein Stück meiner Jugend ist mit diesem See, mit Fels und Wald verwachsen. Aber da fällt mir ein, daß Jahre darüber hingegangen sind, und ich gewissermaßen trotz meines Besitzes ein Fremder auf diesem Boden geworden bin. Ja, wahrlich, es sind zehn Jahre her, daß ich die Stadt verlassen. Wie die Zeit verläuft! Nur schade, daß unsere Erinnerungen nicht auch mit ihr verlaufen.“

Er hatte da einen Gedanken ausgesprochen, der seit einer Weile auch sie beschäftigte. Woher dies seltsame Zusammentreffen? War ihr Gesicht ein aufgeschlagenes Buch, das in deutlichster Schrift ihr geheimstes Denken enthüllte? Oder gab es



Ein königliches Weihnachtsfest. Zeichnung von Paul Bürde.

Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach.

I. Das Fest.

„Erhebt die Gläser und stot an! Es lebe die größte Künstlerin unseres Jahrhunderts, es lebe Signora Katharina Gabrieli!“

Graf Durazzo, der Director der kaiserlichen Schauspiele zu Wien war es, welcher den Toast ausbrachte, und alle die jungen Cavaliere, welche rings um die Tafel gereicht saßen, sprangen auf und hoben die Gläser, in denen der dunkle Tokajer glänzte, hoch empor.

„Es lebe die große Künstlerin Signora Katharina Gabrieli.“ Sie saß zu Häupten der Tafel und lächelte stolz den jubelnden Cavaliere ihren Dank zu; auch als sie jetzt ihre Klage verliesen und zu ihr heransturten, und Jeder der Gnade theilhaftig zu werden strebte, mit ihr das Glas erklingen zu lassen, erhob sie sich nicht von ihrem Sitze, sondern stolz und ruhig, wie eine Fürstin nahm sie die Huldigungen der Herren entgegen und neigte nur ein wenig das schöne Haupt jedem Cavalier zu, mit dem sie das Glas erklingen ließ.

„Signora,“ sagte Graf Durazzo, „Ihr könntet uns heut Alle zu den Glucklichsten der Sterblichen erheben.“

„Wie?“ fragte die Sängerin lächelnd, „Ihr seid noch nicht beseligt? Es gibt noch etwas Anderes, das Euch zu den Glucklichsten der Sterblichen erheben kann, da ich doch hier in Eurer Mitte bin?“

„Ja, es gibt noch etwas Anderes,“ erwiderte Graf Durazzo lächelnd, „Ihr könnt uns ein Angedenken an diese herrliche Nacht gewähren! Ein Angedenken, das, wenn Ihr fort seid von hier, uns noch erinnern soll an diese schönsten Stunden unsers Lebens!“

„Bedarf es dazu solcher äußern Zeichen?“ fragte die Signora mit einem spöttischen Lächeln, „wird die Erinnerung nicht ewig frisch und lebendig in Euren Seelen leben?“

„Gewiß wird sie das,“ riefen all die Cavaliere, indem sie, zu ihren Plazen zurückgekehrt, sich tief neigten der Signora zu. „Ja, ewig wird die Erinnerung an diese glückliche Nacht in unsern Herzen leben.“

„Ihr hört's, Graf Durazzo, was wollt Ihr also mehr?“ „Ich will für uns Alle ein Erinnerungszeichen! Gebt uns von dem Rosenkranze, der mit so wundervoller Grazie Euer glänzend schwarzes Haar schmückt, Jedem ein Blatthen oder Blümchen.“

„Ja,“ riefen all die Cavaliere, „gebt uns eine Rose zum Erinnerungszeichen.“

Und wieder erhoben sie sich von ihren Sitzen und näherten sich der Signora.

„Kaiserin des Gesanges,“ rief der Fürst Esterhazy, „sieh Deine Unterthanen, welche flehend Dich um diese Gnade bitten.“

„Ihr nennt mich Kaiserin,“ rief die Signora mit flammenden Augen, „nun, meine Unterthanen, so wist Ihr auch wohl, wie es hier in Wien Gebrauch ist, daß man sich der Kaiserin naht! Auf Eure Kniee denn, meine Unterthanen, auf Eure Kniee!“

Die jungen Cavaliere, dem Befehl ihrer Gebieterin folgend, knieten rings um sie her nieder, hoben die Hände empor und riefen lächelnd: „Ein Erinnerungszeichen an diese seligste Nacht, eine Rose, ein Blatt nur aus dem Kranze unsrer Kaiserin.“

Sie hatte sich von ihrem Sitze erhoben und blickte mit einem fast verächtlichen Ausdruck nieder auf die Knienenden.

„Ihr Herren, was würde Eure wirkliche Kaiserin sagen, wenn sie Euch so zu meinen Füßen säße? Würde Eure Ergebenheit gegen mich Euch nicht als ein Verbrechen ausgelegt werden? Würde die Kaiserin Maria Theresia es Euch verzeihen, daß Ihr die verachtete Sängerin, daß Ihr mich eine Kaiserin nennet? Und Ihr selber, die Ihr in dieser Stunde mich Eurer Ergebenheit, Eurer Bewunderung versichert, würdet Ihr nicht morgen mich verleugnen, wenn Ihr im hellen Sonnenlicht des Tages, im Glanz Eurer hosichen Herrlichkeit mit Euren Gemahlinnen oder Euren Schwestern am Arm mir begegnetet? Wer von Euch würde dann noch auf seine Kniee niederstinken und mich anbeten als seine Kaiserin?“

Keiner von den Herren gab Antwort; inmitten ihrer heiteren Freudigkeit, ihrer tollen Lust schien die Frage der Sängerin sie wie aus einer süßen Berauschung zu erwecken und zu ernuchtern.

Sie senkten die Blicke nieder und hoben langsam sich von ihren Knieen empor.

Katharina Gabrieli stand immer noch stolz aufgerichtet da, und ihre großen schwarzen Augen wandten sich rings im Kreise den Besamten zu.

Graf Durazzo unterbrach endlich die Stille.

„Ihr habt uns noch nicht Antwort gegeben, Kaiserin des Gesanges,“ sagte er, die letzten Worte betonend, „noch nicht Antwort gegeben auf unsere demütige Bitte; wollt Ihr uns nicht ein Blatthen oder ein Blümchen aus Euren Rosenkranze geben?“

Sie schüttelte stolz das Haupt.

„Nein, Ihr Herren, ich nehme nur Geschenke; aber ich gebe keine! Als ich hinauszog in die Welt, um Ruhm und Geld zu ernten, da habe ich es meinem ehrwürdigen, edlen Lehrer und Maestro, dem Signor Nicolo Porpora geschworen, daß ich den Ruhm und die Herrlichkeit der schönsten Kunst der Welt, der Musik, hinaustragen wollte durch ganz Europa, daß ich aller Welt beweisen wollte, wie auch die Kunst ihrer Fürstinnen, ihre Herrscherinnen und ihre Throne hat! Aber um die Herrschaft der Welt, um Glanz und Ehre zu erreichen, genügt die Kunst nicht allein, das mußte ich, ach, bald genug erkennen! Es bedarf dazu des Reichthums, der Brillanten, der Schätze! Und darum ist es mein Bestreben gewesen, mir Alles zu verschaffen, dessen es bedarf! Und darum, Ihr Herren, nehme ich Geschenke; aber gebe keine, wenn Ihr mein Lächeln und meinen Handdruck nicht als Geschenke annehmen wollt! Ich gebe Euch die Perlen meiner Töne, Ihr gebt mir dafür die Perlen der Tiefe, ich blicke Euch an mit meinen schwarzen Augen, Ihr lat mir dafür Brillanten blitzen. Das ist ganz natürlich; aber unnatürlich wäre es, wenn Signora Gabrieli ihren Sclaven die höchste Gunst erzeigen wollte, wenn sie ihnen auch nur ein Blatthen aus ihrem Rosenkranze geben wollte! Es gibt nur Einen Mann, Signori, für den ein solches Geschenk bestimmt sein könnte, und den allein ich würdig halten kann, es zu empfangen.“

„Und wer ist dieser Eine Mann?“ fragte Fürst Esterhazy.

„Wollt Ihr uns nicht seinen Namen nennen?“ „Er hat bis jetzt keinen Namen,“ erwiderte sie lächelnd. „Den Rosenkranz, der mein Haupt schmückt, den könnte ich nur Demjenigen geben, welchen ich liebe! Jetzt begreift Ihr wohl, Ihr

Herren, daß keiner von Euch ihn erhalten wird, denn nicht wahr? Ihr wit es Alle, daß ich keinen von Euch liebe? Ihr seid mir gut genug, um mit Euch zu scherzen, in Euren Kreise von dem Champagnerchaum des Lebens zu schlürfen; aber keiner von Euch kann sich rühmen, der Liebhaber der Signora Gabrieli zu sein! Ich weiß wohl,“ fuhr sie lächelnd fort, „daß Jeder von Euch sich gern das Ansehen gibt, als wäre er es, daß Jeder von Euch wenn ich nicht da bin, mit spöttischem Lächeln meinen Namen nennt und nicht davor zurückschreckt, die Kaiserin des Gesanges wie Ihr die Gnade hattet, mich zu nennen, zu verunglimpfen und sei es auch nur mit einem spöttischen Achselzucken, mit einem zweideutigen Lächeln! Was kümmere ich mich darum! Ich hab' nicht nöthig, zuruckzufreden vor der Welt und ihrem Gerede. Ich bin Künstlerin, ich stehe außerhalb der Gesellschaft und, selbst wenn ich bewußt, folge ich nur dem inneren Drange meines Herzens, folge nur der eigenen Stimme meines Gewissens! Und ich, Ihr, die verdammt mich nicht, wie Ihr es wohl thut, wenn Ihr mit Euren Gemahlinnen und Schwestern beisammen seid, wie es vor Allen die Kaiserin Maria Theresia thut.“

„Aber, Signora,“ rief Graf Durazzo, „was sind das einmal für ernste Betrachtungen, und welche Wolke zieht plozlich über den Sonnenglanz unsers Festes hin?“

Die Gabrieli nickte.

„Es ist wahr, Graf Durazzo, ich bin eine Thorin und bitte die Herren um Verzeihung! Wir wollen lustig sein! Hebt die Gläser empor: es lebe die Lust des Lebens, es lebe der Sonnentraum des Daseins!“

Die Cavaliere, froh, die düstere Wolke wieder von der Stirn der Signora schwinden zu sehen, erhoben die Gläser, und ein frohlaches Klirren und Klingeln ging rings um die Tafel, und die Augen der Signora strahlten wieder in feurigem Glanze, und mit heiteren Scherzen beantwortete sie wieder die Scherze und Schmeichelworte ihrer Verehrer.

Seit das Dessert aufgetragen worden, hatte Graf Durazzo der Festspender, die Tafeln hinausgehen lassen. Mit den Früchten und dem Zuckerwerk, mit dem Tokajer und dem perlenden Champagner wollten die Cavaliere selbst die schöne Signora bedienen. Als ihre „Sclaven und Pagen“ stellten sie sich dar in demütiger Ergebenheit, und sie, in selbstbewuter Herrlichkeit, war wieder jetzt die unumschränkte Gebieterin, die Beherrscherin die Kaiserin!

Der Morgen begann schon zu dämmern, als Signora Gabrieli sich endlich von ihrem Sitze erhob.

„Meine Herren, das Fest ist zu Ende, die Kerzen sind niedergebrannt, und ich meine, auch in unserer Brust sind die Kerzen der Freude erloschen. Wir müssen uns erinnern, daß der schönsten Nacht immer ein Morgen folgt! Nach Hause, meine Herren, nach Hause!“

„Befehlt Ihr wirklich, grausame Kaiserin, daß unser Fest zu Ende gehe?“ fragte Graf Durazzo.

Sie nickte leise. „Ihr wit, Graf, daß ich morgen Abend zum letzten Male singen muß, und ich möchte nicht, daß die Künstlerin Euch eine schlechte Erinnerung zurücklasse, und daß ihre Stimme nicht klar und hell sei bei ihrem Abschiedslied. Wir haben nun geschwelgt und geschertzt, und ich muß mich jetzt wieder erinnern, daß ich Künstlerin bin. Es ist Zeit zu ruhen.“

Graf Durazzo verneigte sich. „Wenn Ihr es befehlt, Signora, so müssen wir natürlich gehorchen. Ich werde Drdre geben, den Wagen vorzufahren zu lassen.“

Die Gabrieli schüttelte das Haupt.

„Nein, Graf, nicht den Wagen! Mir ist so wut und heiß, ich muß meine Seele und mein Angeischt baden in Nachtluft und Mondenschein. Ihr wit, es ist über die Glacis hin von Euren Hause bis zu mir nur eine kurze Strecke, und ich möchte zu Fuß dahin gehen.“

„Zu Fuß?“ rief Graf Durazzo ganz entsetzt. „Ihr scherzt, Signora, es ist unmöglich, daß eine Dame in so später Nacht zu Fuß in Wien über die Straße gehe.“

„Ich will ja auch nicht über die Straße gehen, nur über die Glacis hin,“ rief Signora Gabrieli und dann auf einmal brach sie in ein lautes Lachen aus.

„Ah, ich begreife! Graf Durazzo fürchtet die Polizei der Kaiserin Maria Theresia! Und auch Ihr, Signori,“ fuhr sie fort, indem sie einen flammenden Blick über die Gesichter all der jungen Cavaliere hingelenkt ließ, „auch Ihr scheint mir ganz erschrocken, ganz verschüchtert! Ist es denn wirklich wahr, es darf keine Dame zur Nachtzeit in den Straßen Wiens gesehen werden?“

„Es ist gegen den Gebrauch,“ sagte Fürst Esterhazy lächelnd.

„Man hält diejenige, welche in so später Nachtstunde zu Fuß auf der Straße erscheint, nicht für eine Dame! Außerdem wit Ihr, Signora, die Polizei der Kaiserin Maria Theresia ist sehr gefährlich und duldet keine Extravaganzen.“

Die Signora hob stolz ihr Haupt empor.

„Was kümmert mich die Polizei der Kaiserin Maria Theresia? Was könnte sie zu schaffen haben mit der Signora Gabrieli, der Künstlerin von Gottes Gnaden? Ich trotze den lächerlichen Spionagen der Kaiserin Maria Theresia! Jetzt gerade bestehe ich darauf: ich will zu Fuß nach meiner Wohnung gehen! Schaut nur, der Mond blickt goldig glänzend herein in die Fenster und ruft und lockt uns hinaus! Signori, ich gehe zu Fuß! Wer von Euch Allen folgt mir? Wer hat den Muth, dem Jorne der Kaiserin Maria Theresia zu trotzen? Graf Durazzo, meinen Mantel, ich gehe, und wir werden sehen, was jetzt von allen Euren Schwuren zu halten ist.“

(Fortsetzung folgt.)

[2550]

Besiederte und unbesiederte Hausthiere.

Von Karl Müller in Musfeld*.)

I.

Des Kanarienvogels Freileben, Zucht und Pflege.

Unter allen Singvögeln, welche man ihrer Freiheit beraubt und in den beengenden Raum der Gefangenschaft versetzt hat, ist keiner, der so weithin verbreitet und mit so großem Erfolge gezüchtet worden wäre, als der Kanarienvogel. In den Häusern der Hohen und Niederen, der Reichen und Armen, der gewerb-

*) Anm. der Red. Es wird für Viele unserer Leserinnen und Leser von Interesse sein zu erfahren, daß das in den weitesten Kreisen bekannte und beliebte Paar des Naturforschers, der Brüder Karl und Adolf Müller: „Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel“ demnacht in französischer Uebersetzung, mit einer Vorrede von Champfleury, in Paris erscheinen wird.

zwischen ihnen einen magnetischen Strom, in ihnen eine wunderbare Gleichheit der Gemüthsart? Hatte er schmerzliche Erfahrungen, unverdiente Kränkungen, ein tiefes Leid zu vergeschen und gleichsam täglich in sich zu überwinden? Schärfer, als bisher sah sie ihn mit ihren klugen, klaren grauen Augen an. Aber es war nichts Auffälliges oder Besonderes an ihm zu entdecken. Dem Alter nach mochte er an der Schwelle der dreifiger Jahre stehen; seine Haltung, sein gemessenes und sicheres Benehmen, die feingeschnittenen Gesichtszüge und die schmalen, wohlgepflegten Hände schienen ihn in jene vornehme Gesellschaft zu weisen, der die Noth und die Arbeit des Lebens nur Worte ohne Inhalt sind. Ein schärferer Kennerblick, als der des jungen Mädchens hätte dazu gehört, aus diesem Antlitz Charaktereigenschaften zu entziffern, so glatt, ruhig, nicht unschön, aber wenig jagend erschienen es.

„Sie werden das Städtchen überfüllt finden, fürchte ich,“ nahm er wieder das Wort, als der schrille, lauggezogene Ton der Pfeife des Locomotivfuhrers anzeigte, daß in einigen Minuten das Ziel erreicht sei. „Der warme Sommer hat eine ungewöhnlich große Anzahl von Gästen und Reisenden herbeigezogen. . . so hat man mir geschrieben.“

„Ich brauche nicht um ein Unterkommen zu sorgen, ich lebe im Hause der Gräfin Baumgarten.“

Er verneigte sich höflich, als wolle er ihr für diese Offenheit, die er vielleicht zu voreilig für ein Zeichen des Vertrauens und freundlicher Gesinnung auslegte, danken.

Wofür hält er dich? fuhr es ihr durch den Sinn. Am Ende gar für eine vornehme Dame! Und mit einem gewissen trotzigem Ton sagte sie schnell: „Ich bin die Erzieherin der jungen Grafinnen.“ Indem sie den blauen Schleier ihres Hutcs über ihr Gesicht fallen ließ, schien sie ihm zugleich das Ende des Gesprächs andeuten zu wollen.

„Und ich bin ein Arzt,“ entgegnete er nun doch, „Dtmars Dornberg.“

Es war, als fänden sie ein Vergnügen darin, sich gegenseitig den Wahn einer hervorragenden Stellung und Herkunft zu nehmen. Der Schaffner riß die Thür auf: ein kurzer, schlachtiger Gruß, sie standen in der Halle des Eisenbahnhofs. Der Reisende zögerte eine Weile, ob er davongehen oder seiner Gefahrtn seine Hilfe bei den lästigen Geschäften, die stets mit der Ankunft an einem fremden Ort verbunden sind, anbieten sollte. Aber eine natürliche Unentschlossenheit und das Fehlen des geeigneten Worts zu solcher Anknüpfung ließ ihn die günstige Gelegenheit versäumen. Als er ihr endlich einen Schritt näher trat, war es zu spät. Aus den Gruppen derer, welche den Zug erwartet hatten, eilte ihr ein Diener in herrschaftlicher Livree entgegen, und ein junger Mann, in dessen Wesen sich trotz der bürgerlichen Kleidung der Offizier verrieth, begrüßte sie. Er spielte, mit seinem Stöckchen an seine Stiefel schlagend, den Ueberraschten, sie hier zu treffen, und sie redete ihn unter leichtem Errotheln, gemessenen Tons „Herr Graf!“ an. Dtmars hörte das im Vorübergehen, schlchtig, denn eben erkannte ihn der alte, treue Diener, der in seiner Abwesenheit das Haus verwaltet und jetzt mit Freudenthränen in den Augen ausrief: „Gott zum Gruß, Herr Dornberg, Gott zum Gruß!“ Und da Dtmars auf ihn zueilte und in der Erregung des Wiedersehens ihn herzlich in die Arme schloß, so gab dies eine kleine Scene, der sich die Blicke Aller zuwandten.

„Wer ist der Herr?“ fragte der Graf das Mädchen, das noch an seiner Seite stand. „Ihre ich nicht, so grüßte er Sie, Fräulein.“

„Wir sind eine Strecke in demselben Coups gefahren,“ und sie nannte die Station, wo sie mit ihm zusammengetroffen. „Er ist ein Arzt und azussig in dieser Stadt.“

„Seine Mutter, Herr Graf,“ mischte sich ein Anderer, der Kellner eines Gasthauses, der hinausgeschickt war, Fremde zu gewinnen, in das Gespräch, „war mit Ihrer gnädigen Erlaubniß eine sehr reiche und geizige Frau. Der Herr Pfarrer sagt zwar, sie sei eine fromme Christin gewesen und die Kirche verdanke ihr viel, nun, er muß es wissen. Aber es war zwischen Mutter und Sohn immer ein gar eigenes Verhältniß.“

Der Graf nickte vornehm mit dem Kopf, was etwa sagen mochte: schweig! Und zu dem Mädchen sich zuruckwendend, meinte er lachend: „Stoff zur Unterhaltung für diese guten Schildbürger! Da kommt der Anton mit Ihren Sachen. Draußen hält der Wagen. Auf Wiedersehen, Fräulein Burgau!“

Auf den Straßen war des Marktes wegen ein großes Gewahl, und der Wagen mußte langsam fahren. In seiner ganzen traumhaften Schönheit, in dem Glanz des Sonnenuntergangs lag der See ausgebreitet. Nach Süden zu treten seine Ufer näher zusammen, dort springt eine felsige Landzunge, die einen kleinen Ort mit einer Kirche trägt, weit hervor und bildet gleichsam einen Abschluß des großen Wasserbeckens. Fahrzeuge aller Art, neben schwerbeladenen Salzfischschiffen, Kahne zum Fischfang, zierliche buntbewimpelte Gondeln belebten es in dieser Stunde. Ein sanfter Wind wehte über die Fluth, sie kruselnd, hin. Die Bäume, die Häuser und die Berge spiegelten sich im Wasser. Ernst und groß schaute der Granitfels, welcher der ganzen Landschaft etwas Bedeutames und Majestatliches gibt, darauf nieder. Dem jungen Mädchen aber, das an all' dieser Herrlichkeit voruberfuhr, schwebte es wie ein Flor vor den Augen. Unablässig wollte sich ein Bild aus ferner Vergangenheit in die Gegenwart eindrangen, kein klares, deutliches Bild, sondern verworrene Schatten und Formen, die sich immer wunderlicher verzogen, je mehr sie versuchte, sie im Geiste festzuhalten. Ja, sie war schon einmal durch diese Gassen gewandert, hatte schon einmal nach diesem kahlen, grauen Berge hinubergerast: allein sie bemuhte sich vergebens, dieser Erinnerung den richtigen Platz in ihrem Leben anzuweisen. In ihrer Kindheit mußte es geschehen sein, oder war Alles doch nur ein Traum, der sein neckisches Spiel mit ihr trieb? Wie merkwürdig! Der Wagen nahm den Weg nach Westen, gerade der Hugelreiche zu, auf deren Kruppe, über die Stadt zu seinen Füßen schauend, das einsame Haus Dtmars lag. Etwa hundert Fuß unterhalb desselben, auf dem Abhang der Höhe, befand sich die leicht und gefällig mit vorspringendem Dach und einer ringsumlaufenden Holzgalerie im Schweizerstil aufgebaute Villa, welche die Gräfin Baumgarten für diesen Sommer gemietet hatte. Mit hochklopfendem Herzen und einem Geful von Bangigkeit, wie sie es bisher nie gekannt, trat Gertrud in das Haus, das ihr nun für mehrere Monate zum Aufenthalt dienen sollte. Es bedurfte des lauten Jubels ihrer Boglinge, der freundlichen Begruzung von Seiten der Gräfin, um die Angst, die in ihr aufstieg, zu verbannen. Ihr war es, als herabliee sie das Haus auf der Höhe über ihnen des Lichtes und der Luft. Wie konnte sich die stolze Gräfin nur hier heimlich fühlen, wo von oben her ein Fremder auf sie herablickte und ihr Leben und Treiben beobachtete?

(Fortsetzung folgt.)

[2551]

reibenden, vielbewegten Städte wie der kleinsten Dörfer in einer Gegend, hat man den gelben, munteren Vogel zum vertrauten Gesellschafter erwählt. Als Handelsartikel durchkreist er mit den Züchtern und Vogelhändlern viele Gegenden unseres Vaterlandes, kehrt in den Gasthäusern der Städte ein, wandert nach Rußland, segelt über den Kanal hinüber nach England oder gar über den Ocean in die neue Welt. Ueberall wird dieser Sängler gerne gesehen und gehört, sein Wesen, seine Farbe und seine Stimme erobert ihm die Zuneigung des Menschen, und gerade in der Frauenwelt hat er warme Verehrer. Von ihnen wird er aber vorzugsweise verhätschelt, von ihnen empfängt er die zähmenden, verwöhnenden und ihm verderblichen Lederbissen. Diesen wohlmeinenden, oft aber recht gefährlichen Wohlthätern des beliebten Stubenvogels möge es nicht bloß zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung dienen, wenn ich ihres Lieblings Freileben, Züchtung und Pflege auf Grund fremder eigener Beobachtung und Erfahrung schildere.

Die Heimath des Kanarienvogels sind die fünf Waldinseln der kanarischen Gruppe: Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro. Dort lebt er von der Meeresküste bis zu 5000—6000 Fuß Höhe in großer Anzahl überall, wo das Vorhandensein dichtwachsender Bäume und Sträucher, sowie hinlängliche Wassermenge seinen Neigungen entspricht; denn er baut sein Nest in das Geäst großer Bäume, von denen er sich mit Vorliebe den Birn- und Granatbaum aussucht, und ein öfters wiederholtes, sein Gefieder durchdringendes Bad scheint ihm dringendes Bedürfnis zu sein. In den Weinbergen und in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen hört man seinen Gesang so häufig, wie bei uns den Schlag des Edelfinken oder des in manchen unserer Gegenden zahlreich vertretenen Hänflings, mit welchem er die Art des Flugs gemein hat. Leuchtendes Grün herrscht in der Färbung des männlichen Vogels entschieden vor und wechselt in der Zeichnung des Gefieders einzelner Körperteile in hellerer oder dunklerer Schattirung, während das Weibchen ein weniger lebhaft gefärbtes Kleid trägt. In der Wahl der Nahrung wird der wilde Kanarienvogel von besonderen Eigenheiten nicht beherrscht, denn neben mancherlei Samen geht er auch Pflanzenstoffe, zartes Grün und Früchte, vorzüglich Feigen, an. Als nestbauender Künstler scheint er mit unserem Stieglitz auf ziemlich gleicher Stufe zu stehen. Sein Nest ist schön geförmt und regelmäßig ausgeführt. Nur mit dem Boden auf den Nesten ruhend, nicht also mit den Wänden, wie das Stieglitz- und Finkenest, an Zweige hier und da mittelst Fäden und Spinnewebe angeheftet, erscheint es in seinem unteren Theile breit, im oberen dagegen sehr eng und von zierlicher Rundung. Auch sein Stoff bietet einen schönen Anblick dar, denn er besteht aus schneeweißen, glänzender Pflanzenwolle, welcher nur wenige dürre Palme und dann und wann ein Rasenstückchen beigemengt sind. Gewöhnlich in der zweiten Hälfte des März finden Paarung und Nestbau statt. Der Standort des Baues ist meist ein gut deckender, der jedoch durch das auffällige Ab- und Zuffliegen des Paares dem Beobachter leicht verrathen wird. Dauer der Brütezeit, Form, Farbe und Zeichnung der Eier stimmen mit denjenigen des zahmen Kanarienvogels überein. Zählung und Verpflanzung des Vogels in andere Klimate, seit mehr als 300 Jahren, haben also in dieser Beziehung keine Veränderung bewirkt. Wohl aber ist es umgekehrt in Rücksicht auf den Gesang, wenn auch dessen Grundcharakter derselbe geblieben ist. Der wilde Gesang zeichnet sich vorzugsweise durch Nachtigallentöne oder sogenanntes Rollen, jene zur Seele dringenden tiefen Brusttöne aus. Ich kann es mir nicht versagen, folgende anmuthige Schilderung Volles aus dem Leben des Kanarienvogelwildlings noch mitzutheilen. „Das Männchen sitzt, während das Weibchen brütet, in dessen Nähe, am liebsten hoch, auf noch unbelaubten Bäumen, im ersten Frühling gern auf Akazien, Platanen oder echten Kastanien, Baumarten, deren Blattnospizen sich erst spät öffnen, oder auch auf dünnen Zweigspitzen, wie sie die Wipfel der in Gärten und in der Nähe der Wohnungen so allgemein verbreiteten Drangen nicht selten aufzuweisen haben. Von solchen Standpunkten aus läßt es am liebsten und längsten seinen Gesang hören. Es ist eine Freude, dann dem kleinen Künstler zu lauschen, zumal wenn es, wie uns das häufig vergönnt war, von dem Erker eines Islenno-Hauses herab geschehen kann, wo man sich oft in der Höhe des singenden Vogels befindet, der in ganz geringer Entfernung von uns sitzt. Wie bläht er dann seine kleine gesangreiche Kehle auf, wie wendet er die goldgrün schimmernde Brust bald rechts, bald links, sich im Strahl seiner heimathlichen Sonne badend, bis auf einmal der leise Ruf des im Neste verborgenen Weibchens sein Ohr trifft, und er mit angezogenen Flügeln sich in das Blättermeer der Baumkrone stürzt, das über ihm zusammenhängend, die süßen Geheimnisse seines Gattenglücks dem Auge verhüllt. In solch einem Augenblick, umgeben von der Blütenpracht und den Düften seines Vaterlandes, ist das unscheinbare grüne Vögelchen schöner, als die schönsten seiner Brüder, die in Europa die Tracht der Sclaverei tragen. Es ist ja an seiner Stelle, und die Weise seines Liedes verfehlt um so weniger, einen unwiderstehlichen Zauber zu üben, als durch alle Sinne zugleich weiche und wohlthuende Empfindungen auf den Zuhörer einwirken, und mit dem Reize des Fremdartigen sich gerade durch diese Vogelstimme träumerische Erinnerungen der Kindheit mischen. Unzweifelhaft ist Nichts mehr im Stande gewesen, uns anzuhelmen und das Gefühl des Fremdseins auf den Inseln zu vercheuchen, als gerade der überall uns freundlich grübende Gesang des wilden Kanarienvogels.“

(Fortsetzung folgt.)

Kosmetische Briefe.

Von Dr. Cornelius.

Die Pflege des gesunden Haares.

Es ist ein ziemlich großer Zeitraum verfloßen, seit ich — wider meinen Willen und durch Berufsbeschäfte verhindert — mit den Lesern des Bazar über die Pflege des gesunden und kranken Haares plaudern durfte. Indem ich für die vielen liebenswürdigen Zuschriften, welche mir auf Veranlassung meiner kosmetischen Briefe zu Theil wurden, an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, läse ich mein Versprechen, diese Briefe weiterzuführen, hiermit pflichtschuldig ein.

Eine kurze Recapitulation des Inhaltes der vorhergehenden Briefe halte ich indeß für nöthig — allein schon um dem in der

Zwischenzeit wiederum neu angewachsenen Leserkreise des Bazar zu genügen — und beginne ich meinen heutigen Brief also mit Wiederholungen.

Haarkrankheiten sind Hautkrankheiten, so lautet der Satz, den ich wiederum voranstelle, da er sowohl bei der Pflege des gesunden als des kranken Haares im Auge behalten sein will.

Mit der Sorge für eine gesunde, thätige Haut wird aber nicht nur die Haarpflege auf das höchste vereinfacht, sondern auch das ganze Wohlbefinden der Menschen hängt wesentlich von dem Wohlbefinden der Haut (der äußeren, zweiten Lunge) ab, und wenn man von einem Menschen mit dem Sprichwort sagt: „er steckt in keiner gesunden Haut“, so spricht man damit unberührt eine tiefe medicinische Weisheit aus.

Wie soll man das gesunde Haar behandeln? Wer in einer gereinigten Haut steckt, dem werde die Antwort: „vor allen Dingen nicht zu ängstlich!“ „Allzuviel ist ungesund“ gilt auch hier.

Durch tägliches Kämmen, zuerst mit einem weiten, dann mit einem engen Kamm, ordnet und reinigt man nicht nur das Haar, sondern führt auch durch Druck und Reibung der Kopfhaut einen wohlthätigen, zur reichlicheren Ernährung der Haarwurzeln beitragenden Blutzufluß herbei.

Das Frauenhaar erfordert wegen seiner größeren Länge ein sorgfältiges Kämmen und Haarmachen; vom Gebrauche, den Kamm mit Wasser zu befeuchten, ist abzurathen, weil das Haar meistens einen übeln Geruch dadurch annimmt. Man benutze statt dessen eine Mischung von circa 1 Theil Eau de Cologne und 5 Theilen Wasser.

Das Frauenhaar muß ferner vor dem Schlafengehen von den Haarnadeln befreit, die Flechten müssen einzeln durchgeschüttelt und nach sauberem, losem Einflechten in ein lockeres Netz eingehüllt werden.

Die Kopfhaut muß ferner auch regelmäßig durch Waschl-mittel gereinigt werden, damit die Talgdrüsen, welche die Haarwurzeln umgeben, sich nicht durch Hautabschürfungen u. s. w. verstopfen, wodurch die Haare trocken, struppig und spröde werden, sich an den Spizen spalten und beim Kämmen leicht abbrechen, und damit auch die Ausdünstungen der Haut nicht unterdrückt werden.

Wie oft man die Kopfhaut waschen soll, ist eine Frage, die sich nach der mehr oder weniger staubigen Atmosphäre, der Gewohnheit des Einsetzens und der Neigung der Kopfhaut zur Schuppenbildung richtet. Man sollte die Kopfwäsche mindestens einmal wöchentlich vornehmen.

Als Waschmittel sind zu empfehlen: ein schwaches Seifenwasser von guter Keuseife (z. B. Marzeiler-Seife) oder guter Glycerinseife (z. B. von E. Schering in Berlin, Chaussee 21), oder aus dem in Apotheken käuflichen Seifenspiritus. Jeder Kopfhaut zuträglich ist das Waschen mit Eigelb oder einem wässrigen Auszug von Quillharinde oder Seifenwurzel, welche letzteren Mittel noch eine besonders gute Wirkung gegen die übermäßigen Abschürfungen der Kopfhaut äußern. Das Waschen des Kopfes muß möglichst vor dem Schlafengehen geschehen, damit nicht Zugluft den Kopf erkälte, auch muß letzterer nach dem Waschen gut abgetrocknet werden. Am andern Morgen sind die Haare, namentlich wenn sie von Natur trocken sind, leicht einzusetzen.

Gesundes Haar verlangt Luft und Licht, daher sei die Kopfbedeckung zu allen Zeiten luftig und leicht, dort aber ganz gemieden, wo sie überhaupt nicht geboten erscheint, wie in der Stube; also fort mit dem Hauskappchen und den wollenen Hauben im Zimmer!

Der Schweiß ist den Haaren durchaus schädlich, und daher gerade Denjenigen eine mit kleinen Deffnungen versehene Kopfbedeckung zu empfehlen, welche an starker Transpiration der Kopfhaut leiden und welche, widerständig genug, den Kopf recht warm einzuhüllen pflegen, um ihn nicht zu erkälten.

Dem gesunden Haar muß ferner nach Maßgabe seines natürlichen Fettgehaltes die nöthige Ein-salbung gegeben werden.

Gesunde Haare, die von Natur genügend fettig sind, bedürfen keiner Einsetzung, spröde, trockene Haare speist man täglich mäßig mit Fett, möglichst aber mit den einfachsten Einsetzungsmitteln, z. B. leicht parfümirtem gereinigtem Schweinefett, Pro-venceöl oder Rindermark; eins der besten, freilich auch theuersten Haaröle ist das frisch gepresste Eieröl.

Endlich gehört zur Pflege des gesunden Haares auch ein geregelttes Ver-schneiden desselben. Unter gewöhnlichen Umständen genügt es, das Haar regelmäßig alle Vierteljahre einmal zu beschneiden.

Das plötzliche Kürzen des sonst gewohnheitsmäßig lang getragenen Haares darf niemals zur Winterzeit geschehen, damit der Kopf, an die schützende Decke gewöhnt, nicht erkälte. Kindern werde das Haar stets kurz geschnitten gehalten (Mädchen nur bis zum 8. oder 10. Jahre), nicht nur des leichteren Reinigens wegen, sondern auch zur größeren Abhärtung des Kopfes und, namentlich bei blondem Haar, damit dasselbe dichter und stärker werde.

Bei Mädchen, welchen das Haar nach zurückgelegtem zehnten Jahre kurz geschnitten wird, erreicht das Haar nie mehr die Länge, welche es erreicht haben würde, wenn es nicht verschnitten worden wäre.

Erwachsene Mädchen und Frauen mögen sich vierteljährlich nur die äußersten Spizen des Haares beschneiden.

Ich gehe nun über zur Beantwortung der Frage:

Wie soll man das gesunde Haar nicht behandeln?

Es ist sicher, daß durch falsche Behandlung des Haares, durch gewohnheitsmäßiges, unnatürliches Maltrairiren des Haares, das eine vorübergehende, vielleicht lächerliche Mode, oder Eitelkeit gebietet, das gesunde Haar unserer Damenvwelt mehr zu leiden hat und früher erkrankt, als durch Vernachlässigung derjenigen diätetischen Regeln, welche im Obigen gegeben worden sind.

In erster Linie greift das zu feste Binden, Wickeln, Toupiren und Flechten die Haare bedeutend an, sie werden entweder im Wachsthum gehindert oder fallen durch das tägliche Zerren und Reißen an den Haarwurzeln vor der Zeit aus.

Ebenso schädlich ist das Brennen der Haare mit dem Brenneisen, bei welchem nicht bloß eine Zerrung des Haares stattfindet, sondern dem Haare auch dessen wichtige Eigenschaft, Feuchtigkeit anzuziehen, zerstört wird.

Das Pudern der Haare ist ebenfalls nachtheilig, weil es die Hautporen verstopft und das Reinhalten der Kopfhaut erschwert. Das Waschen der Haare mit schlechter, d. h. freie Lauge enthaltender Seife kann ebenfalls dem Haare sehr schädlich werden. Leider findet man heut zu Tage mehr schlechte,

als gute Seife in den meisten Verkaufsläden, und nicht bloß manche Kopfhaut, sondern auch mancher Teint geht durch schlechte Seifen zu Grunde. Man brauche nie billige Seifen, z. B. die Cocosölseife.

Dem gesunden Haar unzutraglich ist der Gebrauch trockenender oder ranziger Oele und Fette, aller Pomaden, welche einen Zusatz von Pulver (z. B. Chinapulver) besitzen oder welche scharfreizende Bestandtheile, wie Cantharidinctur, Brechweinstein, Auszüge von spanischem Pfeffer enthalten oder zu stark parfümirt sind.

Die einfachsten Haaröle und Pomaden sind, wie schon oben gesagt, die besten, vom Kopfe ferne zu halten aber alle gleichviel von wem empfohlenen sogenannten Haarwuchspomaden, deren Zusammensetzung als „Geheimniß“ gilt.

Durch solche kosmetische Haarmittel wird unglaublich viel Unheil angerichtet, ein Kapitel, auf welches ich noch bei Betrachtung der käuflichen Haarmittel im Speciellen zurückkommen will.

Meinen nächsten Brief will ich dem frühzeitigen Ergrauen der Haare widmen und jetzt schon verrathen, daß ich Denjenigen, welche sich speciell für dies Kapitel interessieren, etwas mehr Aussicht auf Hilfe geben kann, als ich dies in meinen früheren Briefen vermochte. Warum? Darüber nächstes Mal. [2554]

Wird es morgen regnen?

Eine Frage an die Wetterpropheten, von Dr. G. Kewinckel.

Haben junge Leute eine Landpartie verabredet, so ist die erste Frage: Wird es auch morgen nicht regnen? Will der bedächtige Familienvater seine Vadereise antreten, so heißt es: Wenn es nur morgen nicht regnet! Erwartet die Braut mit Bangen ihren Ehrentag, so legt sie sich am Vorabend mit dem Gedanken zu Bett: wenn es nur morgen nicht regnet! Denn die Regentropfen, die in den Brautkranz fallen, sind eine schlechte Vorbedeutung für die Ehe. Und nun gar der große Moment, der sich zum Leidwesen aller Ehemänner mehrere Male im Jahre wiederholt, der Moment, wo die Frau aufhört, Gattin und Mutter zu sein, wo sie nur noch einen einzigen Gedanken hat, nämlich den: Morgen ist große Wäsche! Auch sie dann jendet den Blick zum Fenster hinaus gen Himmel und stellt sich selbst und den eilenden Wolken die Frage: Wird es morgen regnen?

Wer aber gibt Antwort auf diese Frage? Nun, wer aufmerksam, kann manche Antwort hören. Hier tönt es: Ja, es wird wohl regnen, denn das Barometer steht sehr tief, es zeigt auf Sturm und Regen, dort heißt es: Morgen haben wir herrliches Wetter, mein Baroscop zeigt das Wetter immer dreißig Stunden vorher an und jetzt zeigt es gut Wetter. Noch ein Anderer behauptet, das Wetter nach seinem Wetterhäuschen bestimmen zu können, aus welchem eine Frau mit einem Sonnenschirm heraustritt, wenn das Wetter schön wird, und ein Mann mit einem Regenschirm, wenn Regen droht. Ein Vierter endlich will das Wetter nach den Bewegungen eines lebendigen Frosches voraussagen, und zuletzt kommen die Leute, welche den Kalender aufschlagen und nachsehen, was der „Hundertjährige“ prophezeit. Alle wollen sie Recht haben, und doch hat Keiner auch nur die geringste Sicherheit dafür, daß seine Prophezeiung eintrifft, denn, abgesehen von dem Thörichtigen und Augenügendem so mancher der benutzten Mittel, ist selbst das Barometer, dasjenige unter den bis jetzt erwähnten Hilfsmitteln, welches vor allen einen wissenschaftlichen Werth hat, in der Hand des Laien bis heute mehr eine Spielerei, als ein Mittel zur Verkündigung des Wetters.

Aber die Frage selbst ist von solcher Bedeutung, und ihre richtige Beantwortung wäre von so großer Wichtigkeit für die Einrichtungen unseres Lebens, daß es wohl der Mühe werth ist, sich einen Augenblick mit ihr zu beschäftigen, um die Mittel zu prüfen, welche uns zu ihrer Beantwortung zu Gebote stehen. Beginnen wir mit denen, welche ihr Ansehen nur ihrem ehrwürdigen Alter verdanken, und deren Antwort eigentlich keine Antwort ist, da es vom Zufall abhängt, ob sie sich als richtig erweisen wird oder nicht.

Da haben wir zuerst den hundertjährigen Kalender, dessen Angaben noch heute unsere Kalender auf das gewissenhafteste mittheilen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch vielen Schaden anrichten, indem sie den Glauben an die Wichtigkeit derselben, also die Unwissenheit, kräftigen. Dieser hundertjährige Kalender, welcher vom Abt des Klosters Langheim, dem Dr. Knauer, vor mehr als zweihundert Jahren herausgegeben worden ist, hält seit dieser Zeit Tausende, ja Millionen Menschen zum Narren, und zwar, was das Schlimmste ist, ohne daß sie dadurch klug werden, denn wenn sich die Leute auch heuer überzeugen haben, daß die Angaben der Kalender falsch sind, sie sehen im nächsten Jahre doch wieder nach, ob es regnen wird oder nicht, und wenn dann zufällig einmal im Laufe eines Jahrzehnts der hundertjährige Kalender Recht hat, dann schwören sie auf seine Unfehlbarkeit.

Man sollte nun meinen, es müsse leicht sein, solchem Aberglauben ein Ende zu machen, aber darin täuscht man sich; der Kampf gegen den Unfuh Knauer's ist kein neuer; gleich nach Erscheinen von dessen Prophezeiungen bekämpfte sie der Dr. Joh. Fißchart in dem schönen und witzigen Buche „Aller Praktiken Großmutter“, welches durch ganz unzweifelhaft richtige Wetterprophezeiungen jene thörichtigen zu verdrängen suchte. Daß die Wetterprophezeiungen Fißchart's immer und zu allen Zeiten richtig sind, davon werden sich die Leser durch folgende Proben überzeugen, welche dem Buche Fißchart's entnommen sind.

Fißchart prophezeit z. B. für den Januar:
„Wenn zusammengefrieren Stein und Bein,
So wird es sehr kalt sein.“

Oder für den Monat April:
„Der April wird große Feuchte bringen, besonders wenn es weiblich regnet.“

Und für den August prophezeit er:
„Der August wird so grausam heiß sein, daß ein schwarzer Krebs, wenn man ihn siedet, ganz roth werden wird, dennoch wird die dürrste Kuh mehr Milch geben, als der fetteste Ochse.“

Auch ganz allgemeine, für das ganze Jahr geltende Prophezeiungen gibt Fißchart, so z. B.:

„Dies ganze Jahr hindurch wird der Donner mehr Lärm machen, als der Blitz.“

„Nach Wind wird meistens Regen kommen.“

„Kommt Regen, so wird's naß“ u. s. f.

Aber was half dieses Aufbieten von Witz und Gelehrsamkeit! Noch heut, nach zweihundert Jahren, verlangt der Bauer in seinem Kalender die Angabe der Bitterung nach dem „Hundertjährigen“.

(Schluß folgt.)

Erste Studien.

Ein Genrebild aus der Kinderstube.

Eben ist das Kindlein aus dem Bade gekommen. Es liegt in seinem weißen Hemdchen lang ausgestreckt auf dem Kissen, schaut mit den großen runden, ewig verwundert aussehenden Augen umher und wartet der Dinge, die sich nun weiter mit ihm begeben sollen. Es ist noch etwas erschöpft von der Anstrengung und ganz roth, woran das warme Wasser, das Abtrocknen und das obligate Schreien gleichen Antheil haben. "Wie ein kleiner Krebs," jagt der Großpapa, der eben durch das Zimmer geht und natürlich nicht unterläßt, bei dieser passenden Gelegenheit den Enkel eine Weile zu bewundern.

"Wie ein Köschchen," sagt aber sogleich die Wartefrau, welche die Windeln am Ofen wärmt, und sie sagt es im Tone leisen Vorwurfs. Dann faltet sie die Hände, legt den Kopf gefühlvoll auf die Seite, sieht die beiden ungleichen Repräsentanten des Menschengeschlechtes, die sie vor sich hat, abwechselnd an und fährt in ihrer Rede fort:

"Rein der Herr Großpapa!" Wodurch sie auf eine sofort in die Augen fallende Aehnlichkeit zwischen ihnen hindeuten will.

Nicht einem Jeden wäre es gegeben, die Aehnlichkeit zwischen dem stattlichen, grauhhaarigen Herrn und dem winzigen, werdenden Menschlein auf dem Kissen zu entdecken, und der Großpapa gehört nicht zu diesen Auserwählten. Aber es gibt Dinge, die man gern hört, selbst wenn man sie schwer glauben kann, und so lächelt er ganz besonders freundlich, als er hinaus geht. Raum ist er fort, so kommt ein frisches junges Mädchen herein, eine Freundin der Mutter, die im Vorübergehen nur einen Augenblick nach ihrem Pathechen sehen will. Sie ist sehr erfreut, ihn wach und so munter zu sehen und findet überhaupt den "himmlischen Zungen ganz einzig". Die Wartefrau fühlt sich durch diese Complimente so geschmeichelt, als gälten sie ihr und nicht ihrem Pflögel, und erweist sich sofort dankbar:

"Ja, so ein schönes Kindchen," sagt sie. "Rein das Fräulein Tantechen!"

Endlich kommt die Mutter, um der Toilette ihres Kleinen zu assistiren. Sie fängt damit an, daß sie ihn auf den Schooß nimmt und wohl hundertmal küßt. Wieder lächelt die Wartefrau verständnißvoll und legt gefühlvoll den Kopf auf die Seite. Aber diesmal macht sie eine Variation; die Mutter sieht ein anderes Gesicht doch noch lieber in des Kindes Zügen wieder gespiegelt, als das eigene, das weiß die welterfahrene Dame recht gut.

"Ja, ja, ganz der Herr Vater!" sagt sie. Unzweifelhaft, das Kindchen ist ein wunderbares Kindchen. Wie könnte es sonst gleichzeitig drei Personen ähnlich sein, die so verschieden aussehenden, wie der Großpapa, die zarte blonde Freundin und der schwarzköpfige Papa! Und das ist erst das Aeußere, was soll man gar von seinen geistigen Eigenschaften sagen? Wie es sich schon umsieht, als könnte es ordentlich die Dinge um sich herum unterscheiden, und wie es den Mund spitzt! Es fängt gewiß bald an zu reden und wird an einem nicht mehr sehr fernem Tage die ganze Familie dadurch in Aufregung versetzen, daß es einen unbestimmten Laut hervorbringt, von dem man behaupten wird, daß er Papa oder Mama vorstellen soll. "Und die dichten Härchen," sagt die Wartefrau und streicht über das kahle Köpfcchen, auf dem sich hier und da einige zarte Federchen zeigen. "Mein kleines Vockenköpfcchen!" sagt die Mutter zärtlich und küßt es wieder. Aber sie spricht aus Bescheidenheit nicht weiter darüber, daß ihr Kindchen das allerreizendste und lieblichste ist, das je von der Sonne beschienen wurde, und so klug! Wunderbar klug, wenn man das zarte Alter in Anschlag bringt.

Es ist überhaupt erstaunlich, welch eine Menge von ganz wunderbar klugen Kindern das Licht der Welt erblickt. Eigentlich müßte es in der Welt von Genies wimmeln, und es ist sicherlich das größte Wunder von allen, daß bekanntlich dies durchaus nicht der Fall ist.

Das Kindchen verhält sich indessen ganz passiv bei den Lobsprüchen sowohl, als auch bei den Liebesworten, und läßt sich geduldig die notwendigen Kleidungsstücke anlegen, was für seine Verhältnisse allerdings eine anerkannterthe Liebenswürdigkeit ist. Es starrt dabei noch immer mit großen Augen vor sich hin, und da seine Begriffe von der Welt und dem Leben wahrscheinlich noch etwas dunkel sind, sucht es sie dadurch aufzuklären, daß es unverwandt nach dem blanken Goldbrahmenseht, auf den die Sonne so hell scheint. Doch die besorgte Mutter hält Nichts von vorgeitiger Aufklärung, besonders da der helle Schein das Söhnlein zum Blinzeln und Niesen zwingt. Sie fürchtet, es könnte den Augen schaden, und sucht daher seine Aufmerksamkeit abzulenken, indem sie es hell anlacht und die Finger der aufgehobenen Hand vor ihm tanzen läßt. Das Kleine läßt sich überlisten; die Augen folgen den flinken Fingern, und die winzigen, ungeschickten Hände greifen danach, natürlich vergeblich, bis die Mutter den Bestrebungen entgegen kommt und einen Finger in das Händchen schiebt, das sich sogleich fest darüber schließt, denn Festhalten hat es schon gelernt, nur das Ergreifen macht ihm noch Schwierigkeiten. Der junge Erdenbürger sucht nun sofort aus seiner neuen Erwerbung praktischen Nutzen zu ziehen, und zwar auf die einzige ihm bis dahin bekannte Weise. Er fährt mit dem Finger der Mutter zum Munde. Zugleich aber richten sich seine Augen wieder auf den blanken Spiegelrahmen. Nun hält die Mutter es für nöthig, mit Ernst durchzugreifen; sie nimmt ihr Kindchen und dreht es um. Das Söhnchen aber empfindet es wie eine schwere Beleidigung, daß ihm das selbst gewählte Bildungsmittel entzogen wird; eine Ahnung von den Leiden der Welt steigt in ihm auf, es bricht in lautes Geschrei aus und will sich nicht beruhigen lassen. Die Schmerzensstöne bringen alsobald das Haus in gelinden Aufruhr. Der Großpapa, der Vater und die Freundin, die auch noch da ist, kommen hereingestürzt, und Jeder bemüht sich nach besten Kräften, die verlosteten Ge-

fühle des jungen Erdenbürgers zu beruhigen. Der Vater, der doch seine Würde dem Sohn gegenüber wahren muß, klatscht wenigstens in die Hände; der Großpapa dagegen trommelt auf den Tisch und singt dazu mit lauter Stimme, und während die Mutter das Kindchen auf dem Arm schaukelt, führt die liebe Pathe zu seiner weiteren Zerstreuung ein improvisirtes Ballet vor ihm auf. Doch die Ueberfülle wirkt nicht wohlthuend auf die Nerven des jungen Herrn, sondern scheint vielmehr die Vorstellung einer drohenden Gefahr in ihm zu erwecken. Als müßte er sich dagegen vertheidigen, ballt er die kleinen Händchen zu zwei winzigen Fäustchen zusammen, fährt damit vor dem Gesicht hin und her und schreit, wenn dies möglich ist, noch ärger, als vorher, worauf die liebe Tante in entsetzliche Angst geräth und meint, das Kind müsse krank sein, und der Großpapa sogleich zum Arzt gehen will. Aber die Mutter weiß es schon besser; sie schiebt sie alle hinaus und legt das Söhnlein in die Wiege, und da dieses sich indessen müde geschrien hat, so entschlief es sich gnädigst, still zu werden und sanft einzuschlafen, nachdem es noch, wie in unbewußter Anerkennung der ihm gezollten Aufmerksamkeit und Liebe, mit schon halbgeschlossenen Augen die Mutter angelächelt hat.

[2552]

Sophie Waife.

Die Mode.

Hoffentlich ergeht es den Leserinnen des Bazar mit mir, wie es mir mit manchen Bekannten geht. Ich habe sie lange Zeit nicht gesehen und, die Wahrheit zu sagen, auch nicht vermisst, aber wenn ich sie dann wieder sehe, freue ich mich und ist es mir, als ob sie mir doch immer gefehlt hätten. Warum ich so lange nicht von mir hören ließ? Unter uns: ich war eingeschüchtern, ja, eingeschüchtern von dem wilden Schlagschrei, das seit einiger Zeit gegen Alles, was Mode heißt und modern sich kleidet, erhoben wird. Und da ich mich nicht berufen fühle, den Tomahaw des Krieges zu schwingen, feste ich mich in eine stille Ecke und rauchte zwar nicht die Friedenspfeife, aber strickte den Strumpf der Erwartung, was nun werden würde. Aber es wurde Nichts und kam Nichts. Jene kritischen Geister sind nur groß im Verneinen.

Und so nehme ich denn die Gelegenheit beim - Chignon, um mich wieder bei Ihnen einzuführen. Mit dem Chignon nämlich ist eine Wandlung vorgegangen: Er hat sich in Fledchten gelegt. Die Kränzen unter uns lassen eine Fledchte des Chignons lang herabhängen, an ihrem Ende mit einer Schleife oder Blume geschmückt, deren Farbe mit der übrigen Toilette übereinstimmt. Eine zweite Schleife oder Blume steckt man hinter dem Ohr fest und wenn man will, eine gleichfarbige dritte vorn an der Taille.

Die Hüte sind nicht größer geworden, dafür aber ist die Garnitur vorne um so höher. Zu den beliebtesten Garnituren gehört eine Straußfeder, vorn auf dem Hüte hoch sich aufbauend, während ihr Ende auf den Chignon niederhängt. Seitwärts am Hüte bringt man eine Rosette aus Sammet, Atlas oder Grosgrain oder auch einen kleinen Blumentuff an. Neuerdings sieht man wieder Façonhüte mit besonders eingestemtem rundem Kopf. Von der jungen Damenvelt wird der runde Filzhut mit hohem zugespitztem Kopf, ein idealerischer Tyrolerhut, bevorzugt. Ein Schrägstreifen schwarzen Sammets um seinen Kopf und eine kurze schwarze Feder garniren ihn. In diesem Winter besetzt man nicht nur Toques oder Baretts, sondern auch Façonhüte mit Pelz. Junge Damen tragen meist runde Hüte ohne Bindebänder. Zuweilen erhebt die letzteren auch ein sogenanntes "Collier" aus Spitze, die man in Falten gereiht. Sehr kleidlich finde ich Bindebänder von Sammet und Spitze. Runde Hüte werden zuweilen mit einem Gazeschleier ausgestattet, welcher lang genug ist, um das Gesicht zu verhüllen und noch um den Hals geschlungen werden zu können. Die Majorität freilich stimmt immer noch für den Schleier aus ziemlich schmalen geradem Taillstreifen ohne Garnitur, dessen Enden man an dem Chignon festheftet.

Unter den neuen Stoffen zu Promenadenanzügen sind sammetähnliche in Blau oder Braun, Venise, Dunkelgrün u. s. w. mit geraden oder schrägen Streifen oder auch ungefärbt, die beliebtesten. Neu sind auch überartig gewebte Wollentoffe in zwei Farben (changoant) mit abgepaßten Frisuren. Wollene Serge-Stoffe, wollener Atlas, Popeline u. a. sind ebenfalls viel begehrt.

Ueber Garnituren von schwarzem Sammet - man verwendet sie gegenwärtig sogar zu den elegantesten Gesellschafts- und Balltoiletten - spreche ich in meinem nächsten Bericht. Hier nur noch Einiges im Interesse der Ball- und Tanzlustigen, "diesseits und jenseits des Oceans": Die Ballroben trägt man noch immer mit langer Schleppe und reich mit Frisuren, Puffen und Rüschen aus dem gleichen Stoff wie die Robe geschmückt. Beliebte Stoffe zu Ballroben sind Crépe, Tüll, Tarlatan u. s. w., ein neuer Stoff aber ist getreppter Mull in Rosa, Weiß, Blau und anderen Farben, dem Crépe sehr ähnlich, doch bedeutend wohlfeiler. Ins Haar nehmen wir Blumen, entweder ein Diadem mit herabhängenden Zweigen oder einen diademartigen Kranz.

[2557]

Veronika von G.

Charade.

Willst du im Ganzen hurtig dir dein Ziel erringen, So darf die Erste nie die Zweit' ins Stocken bringen.

Fr.

Rebus.



Correspondenz.

L. v. B. in N. Das Weichmachen von hartem Wasser zur Wäsche geschieht am besten durch Zusatz kleiner Mengen von Kalzmilch oder Soda zum Wasser; genaue Mengen dieser Mittel anzugeben, ist nicht möglich, wenn man nicht den Grad der Härte des Wassers kennt. Ausführliches finden Sie darüber in Dr. Jacobson's chemisch-technisches Repertorium, Jahrgang 1868, erstes Halbjahr, Seite 118 (Gärtner-Verlagsbuchhandlung, Berlin).

Alma in B. Ja, der "Damen-Almanach, Notiz- und Schreibkalender für 1870. Mit einer Illustration von Hermine Stille, die lieblichste und praktischste Taschenkalender, den man sich wünschen kann, ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig. Wir empfehlen seine vielen Freundinnen darauf aufmerksam.

Ein eifriger Leser. Die modernsten Wintertarten sind blaß chamoisfarbene oder eine englische Curfischfarbe oder die moderne französische geschwänzte Pierisfarbe. In Berlin fertigt dieselben z. B. Piepmann, Gr. Friedrichstr. 75.

Marquerte in G. W. Wer etwas Gutes lernen will, macht sich davon nie lächerlich. Selbstunterricht ist aber selten erfolgreich. Wir raten Ihnen daher, sich einem tüchtigen Lehrer anzuvertrauen. Die "Camer'ische" in allen Musikalienhandlungen vorräthige Klavier Schule ist in jedem Falle empfehlenswert.

J. B. 66. Als beste Methode, Champignons zu conserviren, empfiehlt Ronge, in seinen hauswirthschaftlichen Briefen, 50 Loth frische Champignons, wohlgeriebt und zerschnitten, in einem flachen Gefäß mit einem Porzellanöffel mit 2 Loth Salz und 4 Loth Essigsäure (aus der Apotheke) zu vermengen. Bald tritt der Saft aus, Pilzen und beträgt nach 24 Stunden soviel, daß die Champignons bis davon bedeckt sind. Man füllt sie nun mit der Flüssigkeit in die Gläser und bewahrt sie wohl verschlossen auf. Die Champignons können auf diese Weise conservirt zart, saftig und weich.

B. v. Tr. Ungarn. Die Garnitur "Godard" besteht aus großen Trüffel, kalbsmilch mit Trüffeln gepulvert, großen Sahnetämmen. Sie findet sich bei einem jungen Butler, einer Boularde oder einem Filet de boeuf Anwendung. - Als Entrées für ein größeres Gastmahl im Noblem empfehlen sich: Côtelettes de Chevreuil sauce poivrade. - Grenadine de Veau au Laitues. - Cervelles de Veau frites. - Ris de Veau à la Maceoioine. - Chartreuse de Perdreaux. - Pain de gibier fumet. - Poulet à la Vénétienne. - Filets de Soles à la Conti. - Matelotte à l'Allemande. Wir würden zu dem von Ihnen angebotenen Diner zu 18 Couverts zwei Suppen, vier Relishes, zwei Braten vier Entremets geben.

Eine treue Abonnentin in D. Gebrannte Frisuren sind nicht mehr modern man wählt jetzt vorzugsweise Frisuren, die in Falten gereiht oder plissé gefaltet, d. h. in nach einer Seite gerichtete Falten gelegt sind. Dunkle Wollentoffe, welche durch die Tollmachine gezogen werden sollen, feuchtet man zuvor auf der Rückseite mit einer sehr dünnen Auflösung von Gummi arabicum an, um ihnen die erforderliche Steife zu geben. Wir müssen übrigens darauf aufmerksam machen, daß die Stoffe beim Brennen leicht die Farbe verändern.

Eine mehrjährige Abonnentin. Die gewünschte Anleitung zur Ausführung von Frivolitäten nächstens.

Fr. A. f. in W. Man kann den Fond zu Filetgütpüre-Arbeiten nach Belieben mit mehr oder weniger starkem Zwirn ausführen und zur Durchstopfen desselben ebenso starkes oder feineres Zwirn oder auch Zwirn in zwei verschiedenen Nummern wählen. Sie erhalten den zu Filetgütpüre-Arbeiten bestimmten Zwirn bei Andrea, Berlin, Gertraudenstraße Nr. 20.

Eine langjährige Abonnentin an der Ostsee. Ein gehäkeltes Stiefelchen für Kinder brachten wir auf S. 349 d. J. 1869.

Eine Abonnentin aus Pesh. Wählen Sie den Schnitt des Paletots "Nelson", Abbildung Nr. 45 auf S. 334 des Jahrg. 1869. Die Promenadenkleider sind noch immer kurz. Einen hübschen Regenmantel brachten wir auf S. 119 d. Jahrg. 1869.

Fr. Anna S. Das gewünschte Dessin so bald als möglich. Eine hübsche Gebordire zu Tischentzieren läßt sich aus einander geschlungenen Frivolitätenrosetten herstellen; zur Vorlage empfehlen wir Ihnen eine der vielen in unserem Blatte erschienenen Frivolitätenrosetten.

Fr. Isabella. Vielleicht das Lezeichen auf S. 102 d. Jahrg. 1869? Der erwähnte Buch können Sie sich durch jede beliebige Buchhandlung beschreiben lassen.

Fr. A. S. Verkleinern Sie den Schnitt des Paletots, Abbildung Nr. 45 auf S. 331 d. Jahrg. 1869 in erforderlicher Weise.

Fr. F. M. in S. Kopfsteinbezüge verziert man entweder rings am Aufsatze mit einem Einfaß in Weißstickerei, Frivolitäten- oder Häfelarbe und dergl., oder man bringt inmitten des Kissens den Namenszug nach Vignette an. Zwei hübsche Gebordire zu Kissenbezügen brachten wir auf S. 386 d. Jahrg. 1869.

Eine Abonnentin am Bodensee. Fragen Sie bei einer der wiederholten in unserer Zeitung genannten Tapissierwaren-Manufactur in Berlin an, z. B. bei E. König, Jägerstr. Nr. 23, B. Sommerfeldt, Leipzigerstr. Nr. 42 u. s. w.

Frau C. in H. (Holland). Arbeiten Sie die Nachthaube in der Form der mit Abbildung Nr. 46 und 47 auf S. 280 und 281 des Bazar 1868 gegebenen Nachthauben von Filet, und zwar können Sie die Haube in einem durchbrochenen Stüchtfond oder in verlegten Luftmaschenbogen häfeln.

Fr. B. v. N. Nr. 7. Selbstverständlich darf die Robe der Brautjungfer nicht von demselben Stoff sein, wie die Robe der Braut, der Farbe nach dürfen indeß beide Roben übereinstimmen. Die junge Dame kann nach Belieben ein helles Seidenkleid oder eine leichte Ballrobe wählen.

Fr. v. St. auf N.-Gr. Die sogenannte Wundercamera ist durchaus nicht identisch mit der Laterna magica, sondern eine ganz wesentlich Verbesserung derselben, da die magische Laterne nur durchsichtige Glasbilder, die Wundercamera dagegen nicht nur Zeichnungen, Holzschnitte u. s. w., sondern auch kleine Körper, Käfer, Schmetterlinge u. s. w. in den natürlichen Farben an die Wand zaubert. Erfinder und Verfertiger derselben ist Optikus A. Kräh in Hamburg. Wir werden Ihrem Wunsch nachkommen und Beschreibung und Abbildung dieses Apparates bringen, der mehr, als eine bloße hübsche Spielerei für groß und kleine Kinder ist, da er auch als Zeichenapparat dem Dilettanten Freude und Unterhaltung gewährt.

Mehrere Abonnentinnen. Reines Malzextract (eine syrupartige Flüssigkeit) ist ein vortreffliches diätetisches Mittel, welches selbst von homöopathischen Ärzten als solches Kindern, Kranken und Reconvalescenten verordnet wird; gleicherweise ist es ein wirksames Hausmittel bei Husten u. s. w. Ein reines, nicht dem Verderben unterworfenen Malzextract erhalten Sie bei E. Schering in Berlin, Chausseestraße 21.

Fr. v. B. in P. Derjenige Bestandtheil des Magenfaßes, welchem hauptsächlich die verdauende Kraft zugeschrieben werden muß, wird "Pepsin" genannt. Die französischen Pepsinpräparate haben als Verdauungsmittel keinen großen Werth, wenigstens nicht die in feste Form gebrachten, als Pepsinpilzen, Pastillen u. s. w., da sich das Pepsin in dieser Form leicht zerlegt. Dr. D. Liebreich, der bekannte Entdecker des neuen Schlafmittels, Chloral, hat ein neues Verfahren aufgefunden, das Pepsin haltbar zu machen, und damit allen an Verdauungsstörungen Leidenden einen großen Dienst geleistet. Seine Pepsin-Chiffaz wird bei E. Schering in Berlin, Chausseestraße 21, angefertigt.

B. F. in L. Gern sind wir bereit, uns einige neueste kosmetische oder medicinische sogenannte Geheimmittel, sobald dieselben ein allgemeines Interesse haben, auf Schädlichkeit oder Unsicherheit unterziehen zu lassen. Ihren Vorfall, selbstständig an der Aufführung des Publikums in dieser Richtung mitzuwirken, können Sie wesentlich fördern, wenn Sie zur Verbreitung der in Berlin erschienenen "Industrieblätter" (herausgegeben von Dr. Sager und Dr. Jacobson, durch Post oder Buchhandel zu beziehen Preis pro Quartal 15 Sgr.), die seit Jahren den Kampf mit dem Schwindel erfolgreich fortzuführen, beitragen.